BRUNHILDE POMSEL

THORE D. HANSEN

EIN DEUTSCHES LEBEN

WAS UNS DIE GESCHICHTE VON GOEBBELS' SEKRETÄRIN FÜR DIE GEGENWART LEHRT



EUROPAVERLAG

BRUNHILDE POMSEL
THORE D. HANSEN

EIN DEUTSCHES LEBEN

WAS UNS DIE GESCHICHTE VON GOEBBELS' SEKRETÄRIN FÜR DIE GEGENWART LEHRT

Der biografische Teil des vorliegenden Buches basiert auf Gesprächen mit Brunhilde Pomsel, die von Blackbox Film 2013 und 2014 für den gleichnamigen Kinodokumentarfilm in München aufgezeichnet wurden.

EUROPAVERLAG

Herausgegeben von den Regisseuren des Filmes
EIN DEUTSCHES LEBEN

Christian Krönes
Olaf S. Müller
Roland Schrotthofer
Florian Weigensamer



Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung zweier Fotos von © Blackbox Film & Medienproduktion GmbH / Micha Müller und © Blackbox Film & Medienproduktion GmbH / Brunhilde Pomsel Privataufnahme
Lektorat: Ilka Heinemann, Köln
Layout & Satz: Danai Afrati & Robert Gigler, München
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-95890-098-1

www.europa-verlag.com

INHALT

»Ist es denn schlecht, ist es denn Egoismus, wenn die Menschen versuchen, an dem Platz, an den sie gestellt wurden, etwas zu tun, was für sie gut ist, und sie wissen, damit schade ich einem anderen? Aber wer tut denn das? So weit denkt doch niemand. Kurzsichtig und gleichgültig waren wir.«

BRUNHILDE POMSEL, MÜNCHEN 2013

»*Ein deutsches Leben* ist nicht nur einer der wichtigsten Beiträge zur Aufarbeitung des Holocaust, sondern angesichts der aktuellen politischen Situation eine längst fällig, zeitlose Mahnung an heutige und künftige Generationen.«

DANIEL CHANOCH, HOLOCAUST-ÜBERLEBENDER

VORWORT

Von Thore D. Hansen

Brunhilde Pomsel kam einem der größten Verbrecher der Geschichte so nah wie nur wenige Menschen ihrer Zeit. Sie war im Propagandaministerium unter Joseph Goebbels Stenotypistin und Sekretärin. Kurz nach der Machtübernahme Adolf Hitlers trat sie zunächst in die NSDAP ein, um sich eine Stelle beim Reichsrundfunk zu sichern. 1942 wechselte sie in das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda und geriet so bis zur Kapitulation Berlins im Mai 1945 ins Vorzimmer von Hitlers Propagandaminister und mitten in die Führungselite des Nationalsozialismus. Noch in den letzten Kriegstagen, als die sowjetischen Truppen bereits in den Straßen Berlins standen, tippte sie im Bunker Schriftsätze und nähte sogar die Fahne der offiziellen Kapitulation Berlins, anstatt eine Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen. Über sieben Jahrzehnte hat sie geschwiegen.

In ihrem Dokumentarfilm *Ein deutsches Leben* haben die Filmemacher Christian Krönes, Olaf S. Müller, Roland Schrotthofer und Florian Weigensamer Brunhilde Pomsel vor die Kamera geholt und sie in eindrucksvoll ausgeleuchteten Schwarz-Weiß-Bildern aus ihrem Leben erzählen lassen. Ihre späte Erzählung wirkt befremdlich und faszinierend zugleich. Auf diesen 2013 aufgezeichneten Erinnerungen fußt dieses Buch. Sie wurden hierfür

vom Autor chronologisch geordnet und behutsam dort korrigiert, wo es gesprochene Sprache und Grammatik erforderlich machten.

Brunhilde Pomsels Erzählungen beginnen mit ihrer Kindheit in Berlin, wo sie 1911 geboren wurde. Sie handeln vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges und dem wortkargen Vater, der 1918 unverletzt aus Russland zurückkehrt, der strengen Erziehung, die sie als ältere Schwester von vier Brüdern erlebt hat und die sie nachhaltig prägte. Der Vater war ein verschlossener Mann, über Politik wurde zu Hause nicht gesprochen. Brunhilde Pomsel wuchs in einem der bessergestellten Stadtteile Berlins auf. Die Familie konnte sich vergleichsweise gut ernähren, während im Rest Berlins, wie in ganz Deutschland, die materielle Lage breiter Bevölkerungsschichten äußerst prekär war. Unruhen durchzogen das Land, die politisch extremen Gegensätze von protestierenden Kommunisten und Nationalsozialisten bestimmten das Straßenbild, es kam zu immer mehr gewalttätigen Auseinandersetzungen. Doch im Berliner Stadtteil Südende, einem Viertel mit vielen Villen, war davon relativ wenig zu spüren.

Ihre gleichgültige Haltung gegenüber der neuen Bewegung der NSDAP erscheint Brunhilde Pomsel in der Nachbetrachtung als ausschlaggebend für ihre Karriere. Ihre Sommerliebe Heinz machte sie Ende 1932 mit einem verdienten Offizier des Ersten Weltkrieges bekannt. Diese Begegnung entpuppte sich als schicksalhaft für die junge Frau. Es ist Wulf Bley, späterer Rundfunkreporter und Parteimitglied der ersten Stunde, der sie unter seine Fittiche nimmt – ausgerechnet der Mann, der als Reporter unter schwülstigen Worten nach dem Sieg der NSDAP im März 1933 den Fackelzug im Beisein der gesamten Elite der Nazis kommentieren wird. Kurz nach Hitlers Machtergreifung holte er Brunhilde Pomsel ans Deutsche Theater, wo der verhinderte Schriftsteller Bley als Dramaturg kläglich versagte. Schließlich bekam er als NSDAP-Mitglied die nächste Gelegenheit, einen Posten einzunehmen, und forderte Pomsel auf, in die Partei einzutreten, damit er sie als seine Sekretärin mit in

den Reichsrundfunk nehmen könne. Der Rundfunk war von den Nazis längst gesäubert worden, sämtliche jüdischen Direktoren waren entlassen und mit Berufsverbot belegt worden.

Nur kurze Zeit später wurde Wulf Bley abermals versetzt, aber für Brunhilde Pomsel war die Begegnung mit diesem Mann der Beginn eines Aufstiegs, der sie in den inneren Zirkel der Macht bringen sollte – der Beginn einer außergewöhnlichen Biografie, die sie erst im biblischen Alter erzählen mag.

Während ihr in den vergangenen 70 Jahren viele Erinnerungen abhandengekommen sind, bleiben ihr zentrale Ereignisse und Wendepunkte bildhaft im Gedächtnis. Diese Ausschnitte eines bewegten Lebens, aber auch die Art und Weise, wie Brunhilde Pomsel mit ihren Erfahrungen im Rundfunk und später im Propagandaministerium umgeht, sind nicht frei von erheblichen Widersprüchen. Immer wieder erreicht man Stellen, an denen sie einem etwas vorenthält, um es andernorts doch einzugestehen – und genau darin liegt der Reiz, ihrer Erzählung zu folgen.

Die Geschichte von Brunhilde Pomsel dient nicht dazu, neue historische Erkenntnisse zu gewinnen. Sie gibt vielmehr einen offenen Einblick in die Eigenschaften einer damaligen Mitläuferin und ist damit zwangsläufig auch eine Warnung an die Menschen unserer Zeit – an uns alle. Es ist kaum noch zu bestreiten, dass wir uns jetzt – wie damals – mitten in einer Situation befinden, in der antidemokratische Tendenzen und rechter Populismus dort angekommen sind, wo sie für eine Gesellschaft und ein demokratisches System gefährlich werden: nämlich in der Mitte der Bevölkerung.

Die politisch-soziologischen Analysen widmen sich spätestens seit 2015 aufgeregt der Frage, wie es sein kann, dass es in Europa und auch in den USA wieder salonfähig geworden ist, rechtes Gedankengut von sich zu geben, pauschal Gruppen als Sündenböcke zu diskriminieren und Übergriffe gegen Minderheiten wie Kriegsflüchtlinge zu dulden. Mit der Wahl von Donald Trump

zum 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika ist ein Mann an die Spitze gelangt, der den Populisten in Europa weiteren Auftrieb gibt, da er mit ähnlichen Parolen und vereinfachenden Lösungen in einer hochkomplexen Welt seine Wähler mobilisieren konnte, während über 40 Prozent der US-Bevölkerung erst gar nicht zur Wahl gingen.

In zahlreichen westlichen Staaten wird wieder nach einer starken »Führung« gerufen, ohne einem breiten Protest zu begegnen. Bedienen sich Populisten und Faschisten abermals der Mitläufer, der schweigenden Masse, um die Demokratie zu verdrängen?

Brunhilde Pomsel interessierte sich nicht für Politik. Ihr ging der Job vor, ihre materielle Sicherheit, ihr Pflichtgefühl gegenüber den Vorgesetzten, das Bedürfnis dazuzugehören. Bildhaft und intim beschreibt sie ihren Werdegang. Eine persönliche Schuld an den Verbrechen des nationalsozialistischen Systems weist sie von sich.

Nur selten waren nach den Premieren von *Ein deutsches Leben* in Israel und San Francisco jedoch verächtliche Stimmen oder Schuldzuweisungen zu hören. »Hut ab vor dem, der von sich mit Sicherheit behaupten kann, er hätte nicht mitgemacht«, so die Feststellung einer Korrespondentin der *Frankfurter Rundschau.*

Anstatt eine Verurteilung von Brunhilde Pomsels Leben hervorzurufen, löste der Dokumentarfilm bei den Zuschauern überwiegend Fragen über unsere Zeit aus. Wiederholen sich die dunklen Dreißigerjahre? Sind unsere Angst, Ignoranz und Passivität am Ende für das Erstarken der neuen Rechten verantwortlich? Einige Jahrzehnte nahmen wir an, dass das Gespenst des Faschismus überwunden sei. Aber Brunhilde Pomsel macht uns klar: Das ist nicht der Fall. Pomsels erstaunlich klar gefassten Beschreibungen des harmlosen Alltags inmitten der Kriegszeit, ihrem Aufstieg als »unpolitisches Mädchen«, ihrer emotionalen Distanz zur Realität werden im Film Goebbels-Zitate, Leichenberge, Skelettgestalten von be-

freiten Juden aus den Konzentrationslagern, Propagandamaterial und andere entlarvende Aspekte des Nazireichs kommentarlos gegenübergestellt, als harter Kontrast zu Pomsels Wahrnehmungen und Erinnerungen.

Die Assoziationen der Zuschauer, das unweigerlich einsetzende Vergleichen mit heute gaben den Anlass, in diesem Buch Pomsels Erfahrungen den Entwicklungen der Gegenwart gegenüberzustellen und zum Thema zu machen. Sind die Befürchtungen übertrieben, dass sich die Geschichte wiederholen könnte? Oder sind wir längst an einem Punkt angekommen, an dem eine neue Epoche des Faschismus oder Autoritarismus nicht mehr aufzuhalten ist? Kann uns die Geschichte von Brunhilde Pomsel Hinweise darauf geben, inwieweit die Suche nach dem persönlichen Vorteil uns ignorant werden lässt gegenüber gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen?

Um sich über Brunhilde Pomsels Biografie der Gegenwart zu nähern, muss auch der Frage nachgegangen werden, welche Verantwortung die demokratischen Eliten an der aktuellen Entwicklung tragen und ob es auch hier Parallelen zu den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts gibt.

Die Herausforderungen der Moderne in Form von Digitalisierung, Finanzkrisen, Flüchtlingswellen, Klimawandel, den sozialen Rahmenbedingungen einer vernetzten Welt und die daraus resultierenden Ängste vor Abstieg und Überfremdung führen bei Teilen der Bevölkerung zu einem Rückzug ins Private bis hin zur Radikalisierung. Auf den ersten Blick lebte Brunhilde Pomsel vor gut 70 Jahren in einer völlig anderen Zeit als wir. Sie erzählt uns von all ihren kleinen Entscheidungen, die für den Zuhörer auf den ersten Blick scheinbar logisch, vernünftig und nachvollziehbar sind – bis zu dem Punkt in ihrer Geschichte, bei dem jeder Einzelne sich fragen kann: Ja, hätte ich dann nicht auch plötzlich selbst bei Goebbels im Vorzimmer gesessen? Wie viel von Brunhilde Pomsel steckt in jedem von uns? Oder wie ein Redakteur kurz

nach der Premiere des Films provozierend fragte: »Sind wir nicht alle ein wenig Pomsel?«

Und Millionen Pomsels, die stets nur an ihr eigenes Fortkommen, ihre materielle Sicherheit denken und dabei Ungerechtigkeit in der Gesellschaft und Diskriminierung von anderen billigend in Kauf nehmen, sind ein solides Fundament für jedes manipulative, autoritäre System. Und damit gefährlicher als die radikale Stammwählerschaft von extremen Parteien. Brunhilde Pomsel musste am Ende mit ansehen, wie ihr Land einen ganzen Kontinent in den Abgrund stürzte.

Bevor sich die Geschichte wiederholt, bietet die Auseinandersetzung mit den Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart uns die Gelegenheit, unseren eigenen moralischen Kompass so fein zu justieren, dass wir bemerken, wann der Punkt gekommen ist, Stellung zu beziehen, aufzustehen und der Radikalisierung klar und offen entgegenzutreten. Wie leichtsinnig gehen wir alle mit unserem inneren moralischen Messinstrument um? Für welche primitiven, kurzfristigen, banalen und oberflächlichen Ziele oder scheinbaren Erfolge opfern wir dieses innere Maß? Fragen, auf die uns die Geschichte von Brunhilde Pomsel keine allgemeingültige Antwort geben kann und wird. Nur die jeweils individuelle Bereitschaft zur Reflexion vermag dies zu leisten.

In zahlreichen Ländern Europas und zuletzt in einem der mächtigsten Länder der Welt, den USA, steigen Populisten auf. Einige Führungen mitteleuropäischer Länder wie in Polen und Ungarn bauen demokratische Systeme bereits nachhaltig ab. Ganz zu schweigen von der Türkei, wo die Prinzipien von Rechtsstaat und Meinungsfreiheit keine Gültigkeit mehr haben und wo Massenverhaftungen und Säuberungswellen gegen Zehntausende vermeintlicher Kritiker zum Paradebeispiel für die Mechanismen einer entstehenden Diktatur werden. Und es könnte nicht die letzte sein.

Und dann gibt es auch noch das Phänomen Donald Trump in den Vereinigten Staaten, mit dem schmutzigsten Wahlkampf in der

US-Geschichte gegen Minderheiten und Migranten, gegen das Establishment. Ein Wahlkampf, der unter Zuhilfenahme von Lügen und rassistischen Parolen geführt wurde und der dem Immobilienguru so das Amt des Präsidenten gesichert hat.

Dies und die zunehmend schrillen Töne auch in Europa sind die Vorboten einer neuen Epoche von autoritären Strömungen, die die Freiheit und Demokratie in ihren Grundfesten bedrohen. Vor diesem Hintergrund dient Brunhilde Pomsels Geschichte als emotionale Matrix, die den Leser mit der hochaktuellen Frage nach der jeweils eigenen Verantwortung für das politische Zeitgeschehen konfrontiert – als Warnung, nicht länger wegzusehen. Eine Standortvermessung dessen, wo wir als Gesellschaft und jeder für sich stehen.

Brunhilde Pomsel erzählt uns auf den folgenden Seiten von ihrer Kindheit, ihrer Arbeit für einen jüdischen Rechtsanwalt, ihrem Eintritt in die Partei, dem Zugang zum Reichsrundfunk, dem Übergang in das Propagandaministerium, bis hin zum Kriegsende und ihrer darauf folgenden Internierung in einem sowjetischen Speziallager und ihrer Rückkehr in die Freiheit. Durch ihre Biografie zieht sich auch das Schicksal ihrer jüdischen Freundin Eva Löwenthal, die sich in Berlin zunächst noch als Feuilletonistin gerade über Wasser halten konnte und schließlich 1943 von Berlin in das Konzentrationslager Auschwitz deportiert und dort ermordet wurde.

Das mangelnde Interesse breiter Bevölkerungsschichten an Politik, einhergehend mit einem Verlust von Empathie und Solidarität, erscheint durch Pomsels Erzählung als eine der Ursachen für den Aufstieg und Erfolg der Nationalsozialisten, auch wenn sie dies selbst nicht frei von Widersprüchen betrachtet oder betrachten kann.

Brunhilde Pomsels Geschichte erlaubt uns eine Inneneinsicht, angesichts derer jeder für sich unausweichlich klären kann, wo er

selbst steht. Oder um es mit den Worten des polnischen Schriftstellers Andrzej Stasiuk zu sagen: »Je mehr Angst wir Wähler haben, desto größere Feiglinge wählen wir. Und diese Angstverwalter opfern dann alles, um an der Macht zu bleiben: uns, unser Land, unseren Kontinent Europa.«

Gehen wir feige in Deckung oder treten wir dem entgegen?

Thore D. Hansen,
Januar 2017

»POLITIK HAT UNS NICHT INTERESSIERT«

»Vor 1933 hatte ohnehin kein Mensch über
die Juden nachgedacht, reine Erfindungen der
späteren Nazis. Es ist uns erst durch den
Nationalsozialismus bewusst gemacht worden,
dass das andere Menschen sind.
Das gehörte später alles in das geplante
Judenvernichtungsprogramm.
Wir hatten nichts gegen Juden.«

BRUNHILDE POMSEL

»POLITIK HAT UNS NICHT INTERESSIERT«

Eine Jugend im Berlin der Dreißigerjahre

Brunhilde Pomsels Erinnerungen beginnen vage mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914, da ist sie drei Jahre alt. Die Mutter erhält unerwartet ein Telegramm, der Vater soll als einer der Ersten für den Kriegseinsatz eingezogen werden. Hals über Kopf fahren sie mit einer Kutsche nach Berlin zum Potsdamer Bahnhof, um den Vater zu verabschieden. Nach vier Jahren Krieg kehrt der Vater im November 1918 unversehrt zurück.

Meine Erinnerungen sind mir sehr wichtig. Sie verfolgen mich auch. Sie lassen mich nicht los. Ich vergesse zwar Namen und bestimmte Ereignisse, die ich schon gar nicht mehr mit Worten beschreiben kann. Aber sonst ist alles da, wie in einem großen Lexikon oder Bilderbuch. Ich denke zurück, wie ich so ein kleines Mädchen war. Und ich weiß auch, dass ich in meinem Leben vielen Menschen allein durch mein Dasein Freude gemacht habe. Das ist ja auch schon ein ganz schöner Gedanke.

Als mein Vater aus dem Krieg zurückkehrte, weiß ich noch genau, dass wir unsere Mutti gefragt haben: »Mutti, was macht der fremde Mann in unserer Wohnung?« Und dann begann eine schwierige Zeit. Es war ein Hungerleben damals. Gegen Ende des Ersten

Weltkrieges wurden Volksküchen eingerichtet. Obwohl meine Mutter immer alles für uns gekocht und zubereitet hat, sagte sie irgendwann: »Wir wollen das doch mal ausprobieren«, und ist mit uns Kindern in so eine Volksküche gegangen, da haben wir Mittagessen genommen. Und als wir gingen, hat sie gesagt: »Das mach ich nie wieder.«

Auf dem Rückweg lag ich meiner Mutter in den Ohren: »Ich möchte dem Hindenburg einen Nagel einschlagen.[1] Da stand eine riesige Holzfigur am Königsplatz, die stellte unfertig den Reichsfeldmarschall Hindenburg dar. Und für fünf Pfennig – ein Sechser, der Berliner sagte zu einem Fünferstück Sechser –, für einen Sechser kriegte man einen Hammer und einen Nagel in die Hand gedrückt und durfte irgendwo, an eine bestimmte Stelle das einschlagen. Das war … das musste man tun. Dafür Geld auszugeben, das hat sie sich geleistet, um mir eine Freude zu bereiten.

Mein Vater hatte Glück gehabt. Er war in Russland, immer in Russland, trotzdem wurde er nicht verletzt oder gar getötet. Aber der Krieg hatte andere Spuren hinterlassen. Er war ein noch stillerer Mann geworden, und vielleicht war Politik auch deshalb zu Hause nie ein Thema. Bis dann die Nazis kamen, da wurde es dann eins, aber auch da nur an der Oberfläche.

Eine kinderreiche Familie hatte es zu der Zeit nicht leicht. Wir waren fünf Kinder. Dann sollte noch ein Mädchen kommen, aber es kamen immer noch Jungs. Damals konnte man ja diese Dinge noch nicht kontrollieren. Es wurde also immer dem Zufall überlassen. Ich war ein bisschen überfordert als die Älteste und auch noch als einziges Mädchen. Ich war für alles verantwortlich, was die Jungs machten. Immer hieß es: »Du hättest aufpassen müssen!« Für meine heutigen Begriffe wurden damals die Kinder nicht gut erzogen. Kinder waren da, und sie wurden auch versorgt, und sie wurden auch gesättigt, und sie kriegten auch in einem gewissen Ausmaß Spielsachen, einen Ball oder eine Puppe, mehr aber auch

nicht. Wir mussten nach allem fragen und wurden sehr streng erzogen. Es gab auch ab und zu eine Ohrfeige. Es passierte ja auch dauernd irgendwas. Wir waren so eine richtig normale deutsche Familie.

Also, ich trug als Älteste so manche Last mit mir herum. Und auch, als man später größer wurde und irgendwelche Wünsche hatte oder Vorstellungen, da war auch immer so ein bisschen Häme dabei, im Sinne von: Ja, ja, was du nicht alles willst. Man wurde nicht so ernst genommen.

Wir lebten sehr bescheiden, aber wir wurden immer satt. An Hunger oder so kann ich mich aber nicht erinnern, und das war nicht selbstverständlich unter der Heerschar von Arbeitslosen und armen Menschen.

Unser Vater beherrschte alles, wurde nach vielem gefragt, was wir oft vergeblich bei Mama versuchten durchzudrücken, aber darauf fiel sie nicht rein. Aber meistens hieß es: »Frag Papa!« Später wurde er ein guter Kumpel, aber als wir klein waren, hatten wir zu parieren.

Man lernte, was man darf und was man nicht darf. Und man lernte, dass man für Dinge, die man nicht tun darf, bestraft wird. Und es gab eine ganze Menge Dinge. Zum Beispiel wurden hier und da kostbare Äpfel gekauft. Dann lagen die abgezählt auf dem Buffet in einer Obstschale. Plötzlich fehlte ein Apfel. »Wer war's, wer hat den Apfel genommen? Niemand? Alle antreten! Du, du?« Jeder wurde einzeln befragt, ich nicht. »Ja, also wenn es niemand war, dann gibt es überhaupt keine Äpfel mehr.« Dann konnte man ja sagen: »Ich hab gesehen, wie der Gerhard an der Schale rumgespielt hat.« So wurden wir Kinder gegeneinander ausgespielt.

Oder meine Mutter hatte die Angewohnheit, Kleingeld im Küchenschrank in eine Tasse zu tun. Sehr verlockend, da mal reinzugreifen und sich einen Groschen oder 20 Pfennig herauszunehmen. Irgendjemand machte das mal und hat sich dadurch verraten, dass er plötzlich mit einer Riesenbonbonstange herumlief. Die

Kinder sind ja auch dumm. Diese Dinge wurden schon aus exemplarischen Gründen bestraft. Und dann kriegten wir mal so alle drei mit dem Teppichklopfer eins auf den Hintern gezogen. Ganz schön weh tat das. Und damit war wieder Frieden in der Familie, mein Vater war glücklich, dass er seine Pflicht getan hatte, und wir Kinder fanden es nicht so schlimm, als dass wir es nicht eventuell wieder tun würden.

Das Gehorchen hatte sich eingespielt im Familienleben, mit Liebe und Verständnis, damit kam man nicht weit. Gehorchen und ein bisschen Schwindeln dabei, Lügen oder die Schuld auf jemand anders schieben, das gehörte dazu. Also, es wurden dadurch Eigenschaften in den Kindern wach, die eigentlich nicht in ihnen waren.

Jedenfalls herrschte nicht immer nur Liebe unter den vielen Menschen, die da in einer Wohnung zusammenhausten. Wir kriegten alle unser Fett ab. Ich als Mädchen etwas weniger. Aber es wurde viel öfter gesagt: »Gerade du als Große hättest es wissen müssen.« Also, mir wurde die Verachtung schon auch immer wieder unter die Nase gerieben. Ich war immer für alles verantwortlich, was die Jungs machten.

Als wir dann so zehn, elf Jahre alt waren, wollten wir immer wissen, was unsere Eltern denn gewählt haben. Das haben die uns nie gesagt. Ich weiß bis heute nicht, warum. Das war ein Geheimnis. Politik war überhaupt kein Thema zu Hause. Das interessierte uns nicht. Mein Vater war ohnehin schon sehr verschwiegen, auch über seine Jugend. Auch er stammte aus einer kinderreichen Familie. Und ich habe sehr viel später, als er schon längst tot war, erfahren, dass sein Vater sich das Leben genommen hatte. Und dass mein Vater in Dresden mit seinen Brüdern und seiner einzigen Schwester im Waisenhaus aufgewachsen war. Das hab ich durch einen Zufall erst vor ungefähr 40 Jahren erfahren. Meine Mutter lebte da noch. Ich hab meine Mutter dann gefragt: »Mama, hast du das gewusst?« Da sagte sie: »Ja.« »Und warum hast du uns das nie gesagt?«

»Papa wollte es nicht.« Papa wollte es nicht, und sie hat sich daran gehalten.

Sein Vater ist am Königlich-Sächsischen Hof Hofgärtner gewesen, sogar einen Titel hat er gehabt. Er hatte eine Erdbeere gezüchtet und dafür ein Diplom bekommen und wohl auch ein stattliches Vermögen gehabt. Jedenfalls hat er dann an der Amsterdamer Blumenbörse spekuliert und sein gesamtes Anwesen, ein sehr schönes Haus mit Garten, verloren und dann die Frau und fünf Kinder mit einem Sturz von der Brücke vor einen einfahrenden Zug in Dresden im Stich gelassen. Auch die Mutter ist kurz danach gestorben. Eine Tragödie, für die sich mein Vater sehr geniert hat. Wir sollten das nie erfahren, aber von einer Cousine hab ich's dann nach vielen, vielen Jahren doch erfahren.

Ich weiß noch, dass es bei uns dauernd hieß, wir haben kein Geld. Papa war Dekorateur und hatte Arbeit, das alleine war ja schon ein Luxus zu der Zeit. So hat es dann doch immer gereicht. Wir haben so gut wie nie gehungert, wie viele andere Menschen nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg. Es gab immer was zu essen. Es war einfach und schlicht, aber zum Sattessen. Viel Gemüse. Meine Mutter konnte wunderbare Gemüseeintöpfe machen, danach sehne ich mich heute noch manchmal. Ob das jetzt Wirsingkohl war oder Weißkohl mit Kümmel oder grüne Bohnen mit Tomaten, mit Tomaten war es schon echter Luxus. Ohne Tomaten schmeckten sie auch noch gut. Und für eine Gans an Weihnachten hat es auch noch immer gereicht, das musste einfach sein. Und Papas Bierchen musste auch immer sein. Und Mama kriegte noch irgendwas Schönes zu Ostern zum Anziehen.

Als ich so 14 Jahre alt war, kriegten meine Freundinnen schon mal ein Kostüm oder einen Mantel. Ich nicht. Ich kriegte abgelegte Sachen, die wurden geändert für mich. Es wurde passend gemacht, da wurde ich nicht sehr verwöhnt. Ich wusste, wir haben nicht so viel Geld, und wenn einer was will, dann wollen es die anderen auch, da hat man sich schon ein bisschen danach gerichtet.

Es wurde dauernd darüber gesprochen, dass kein Geld da war, aber wir konnten immer unsere Miete zahlen, und als es dann bei mir nach der Volksschule von der Lehrerin aus hieß: »Das Kind muss unbedingt an eine höhere Schule, die ist begabt«, dann wurde dafür auch noch Geld ausgegeben. Also mit Mühe und Not hat meine Mutter meinem Vater das Geld für die Mittelschule abgeknöpft. Ich glaube, es waren fünf Mark im Monat, die er lockermachen musste. Also kam ich in die Mittelschule. Und da blieb ich dann auch bis zum Einjährigen. Das war ja für die Mittelschule ein Abschluss. Wer Abitur machen wollte, der musste aufs Lyzeum.[2]

Das kam überhaupt nicht infrage. Ein Studium? Wer hat denn damals studiert vor 90 Jahren? Das waren wirklich nur Ausgesuchte. Wir jedenfalls nicht.

Als ich noch in der Schule war, wollte ich Opernsängerin oder Lehrerin werden. Ich war so gut in der Schule, dass eine reiche Dame meine Mutter fragte: »Frau Pomsel, könnte nicht Ihre Tochter ihre Schularbeiten immer bei uns machen, mit meiner Ilse? Ich kann das nicht, und das Mädchen, das kommt nicht weiter, die braucht eine Unterstützung.«

Die Ilse war eine Freundin von mir, und ich machte das gern. Ich machte mit ihr gemeinsam Schularbeiten, das heißt nicht, dass ich sie abschreiben ließ, ich hab ihr wirklich geholfen und erklärt. Sie hat sich wesentlich verbessert, nur weil ich Geduld mit ihr hatte, und ich ging gern da hin. Das war eine sehr reiche Familie, da kriegte ich gleich einen Kaffee oder einen Tee und natürlich was Süßes dazu, und die Mutter war eine Italienerin, eine frühere Opernsängerin. Dann hatten sie ein wunderbares Klavier, und da sang sie dann immer, sie sang uns die Opernarien vor, und wir saßen gebannt und hörten zu. Das war eine schöne Zeit, und für mich war's auch besser, denn in unserer Wohnung war's immer laut und lebendig. Ich konnte nie in Ruhe Schularbeiten machen. Und da wollte ich dann Opernsängerin werden, aber es reichte dann wohl doch nicht dazu.

Und dann konnte man an unserer Mittelschule auch noch eine Haushaltsschule besuchen. Aber da sagte mein Vater: »Nun ist es genug. Das bezahle ich nicht auch noch. Haushalt lernt die zu Hause, nicht in der Schule. Aus mit der Schule.« Also bin ich mit dem einjährigen Abschluss von der Mittelschule abgehauen.

Zuerst blieb ich bei meiner Mutter als Haushaltshilfe. Aber das konnte nicht gut gehen. Das war furchtbar. Ich fand Küchenarbeit schrecklich, und Mama war froh, wenn sie mich zum Staubwischen durch die Wohnung schickte, denn in der Küche machte ich sowieso alles falsch, also, das war alles sehr unerfreulich. Meine Mutter wollte immer, dass ich eine richtige Lehre mache. Aber ich wollte damals so schnell wie möglich einfach in einem Büro arbeiten, egal wo, Hauptsache Büro.

Für mich waren die Damen, die ins Büro gingen, also Sekretärinnen, Büroangestellte oder kaufmännische Angestellte bei einer Versicherungsgesellschaft, sehr anziehend, das erschien mir äußerst erstrebenswert.

Und dann habe ich mir selber eine Stelle gesucht aus der *Berliner Morgenpost*, die gab es damals schon. »Junge fleißige Volontärin für zwei Jahre gesucht.« Da habe ich geschaut: Hausvogteiplatz. Das war damals eine sehr schicke Gegend. Ich wusste, da war die obere Schicht des Landes zu Hause, eine noble Gegend. Vorstellen konnte ich mich bis 13 Uhr. Ich habe mich sofort in die S-Bahn gesetzt und bin zur Firma Kurt Gläsinger und Co. geeilt. Das war in der Mohrenstraße. Sehr schick alles, tolles Haus, mit roten Teppichen und einem Lift. Ich bin aber die Treppen über die weichen Teppiche raufgegangen. Ich betrat ein sehr schönes großes Büro, und da saß der Herr Bernblum, ein jüdischer Prokurist, streng, aber eine echte Persönlichkeit. Und dann saßen da noch drei, vier Damen. Eine davon sollte wohl abgelöst werden. Jedenfalls hat er mich erst mal in die Zange genommen. Er fragte dies und jenes, und plötzlich sagte er: »Ja, in Ordnung, hier haben Sie einen Volontärsvertrag, da muss nur noch ein Elternteil mit unterschreiben, da Sie ja noch

nicht mündig sind. Können Sie mit Ihrem Vater oder Ihrer Mutter noch mal herkommen?«

Ich fuhr aufgeregt nach Hause und habe erst einmal die Familie informiert. Da bekam ich erst mal furchtbar was zu hören: »Unverschämt, ohne zu fragen, und wer hat dir denn das Fahrgeld gegeben?« Aber dann ist Mama mitgefahren und hat einen Zweijahresvertrag unterschrieben. Für das fürstliche Volontärsgehalt von monatlich 25 Mark.

Dann habe ich dort bei Kurt Gläsinger und Co. alles gemacht, was anlag, Stenografie, Schreibmaschine, und abends hab ich noch Kurse in der höheren Handelsschule besucht und die Grundzüge der Buchhaltung gelernt. Nur ausgerechnet meine Stenografiekenntnisse, die mir später den Eintritt in den Rundfunk und in das Propagandaministerium ermöglichten, brauchten sie dort nicht. Ich konnte schon vor dem Volontariat toll stenografieren, war immer als Erste fertig, und das nur, weil ich in der Schulzeit unsterblich in meinen Lehrer verliebt war. Er aber nicht in mich.

Dann habe ich dort zwei Jahre gearbeitet. Das Schönste war immer der Weg zur Arbeit. Mit der S-Bahn von Südende bis Potsdamer Ringbahnhof. Dann musste ich bis zum Leipziger Platz laufen. Das war jedes Mal ein Spaziergang von einer halben Stunde. Und wenn ich statt der Mohrenstraße die Leipziger Straße langging, passierte ich viele schöne Geschäfte. Herrliche Modegeschäfte mit unerreichbar schönen Dingen, von denen ich dachte, die würde ich mir nie kaufen können. Trotzdem war es immer schön, die Kleider zu sehen und zu träumen.

Und der Betrieb, also die tägliche Arbeit selber, war auch ganz lustig. Ansonsten habe ich brav alles gelernt und wahrscheinlich auch ganz anständig. Am Ende durfte ich auch den Telefondienst übernehmen. Wir hatten seit einiger Zeit sogar zu Hause ein Telefon – für uns Kinder strengstens verboten. Wir durften nicht ran. Wen sollten wir auch anrufen? Wir wussten gar nicht, wen man anrufen sollte. Wer hatte denn schon ein Telefon zu der Zeit? Nun

sagte der Herr Bernblum zu mir: »Fräulein Pomsel, machen Sie mir eine Verbindung mit der Firma Schulze und Menge.« Dann musste ich erst mal nachgucken unter seinen Augen, bis ich die Nummer hatte, mit zitternden Händen, dann meldete sich: »Hier Amt Südring.« Dann sagte ich: »Ich möchte das Amt Nordring, bitte schön.« Und dann meldete sich wieder jemand: »Welche Nummer?« Dann habe ich die Nummer gesagt, und irgendwann meldete sich die Firma. Und dann musste ich noch mal sagen: »Ich möchte den Herrn Sowieso sprechen, für Herrn Sowieso.« Das war schwer für jemanden, der noch nie mit so etwas zu tun gehabt hatte. Man kann es sich kaum noch vorstellen. Jetzt fällt es mir schwer, mit dem Handy fertigzuwerden.

Aber ich war sehr fleißig damals. Das war ich immer. Das ist in mir geblieben. Dieses etwas Preußische, dieses Pflichtbewusste. Ein bisschen auch dieses Sich-Unterordnen. Es begann schon in der Familie, da hat man sich schon einfügen müssen, sonst wär's nicht gegangen. Es ging wirklich damals nur mit einer gewissen Strenge. Dass man auch fragen musste nach allem, man hatte auch kein Geld zur Verfügung. Es gab damals noch kein Taschengeld, so wie heute, dass Kinder von einem gewissen Alter an Taschengeld bekommen. Wir kriegten schon mal was. Also, ich bekam nur etwas, weil ich jeden Tag am Mittag das Geschirr abgewaschen habe und das von der großen Familie. Das war früher nicht so einfach, dass man das Wasser aufdrehte und das Geschirr abspülte. Ich musste schwere Wasserkessel erhitzen, und dann hatte man zwei Becken. Eines, in dem man mit Sodawasser abgewaschen hat, und ein Spülbecken und dann noch eine Abstelle. Es war schon mit viel Arbeit verbunden. Und dafür bekam ich dann auch ein Taschengeld. Ich glaube sogar, es waren zwei Mark im Monat. Deswegen war der Übergang zum Volontariat und dem ersten Geld sehr wichtig für mich.

Bei Herrn Bernblum blieb ich dann zwei Jahre. Danach boten sie mir an zu bleiben. Für ein Gehalt von 90 Mark im Monat. Auch das musste ich noch mit meinen Eltern besprechen, weil ich immer

noch nicht 21 Jahre alt war. Und mein Vater sagte: »90 – nein, das ist zu wenig. Du musst 100 verlangen!«

Und am anderen Tag hab ich dem Herrn Bernblum berichtet, dass mein Vater auf 100 bestand. Ja, tut uns leid, dann müssen wir kündigen. Und dann haben die mich gekündigt. Papa hat gesagt: »Richtig so, sie sucht sich was Neues.«

Da musste ich zum ersten Mal zum Arbeitsamt, wurde als Arbeitslose registriert und erhielt Adressen in die Hand gedrückt, wo ich mich vorstellen sollte. Für eine kurze Zeit landete ich dann in einem Buchhandel. Lesen tat ich ja furchtbar gern. Ich hatte zwar noch nicht viel gelesen, aber Lesen war furchtbar schön. Und die zahlten auch anstandslos ihre 100 Mark. Es war dieser bitterkalte Winter 1929, da war ich inzwischen 18 Jahre alt. Es war eine furchtbare Stelle. In den Räumen war es kalt. Erst sehr spät wurde eingeheizt, und die Mitarbeiter waren einfach gestrickt und sehr unfreundlich. Da war ich todunglücklich.

Doch dann traf mein Vater auf der Straße einen Nachbarn. Herrn Dr. jur. Hugo Goldberg, ein jüdischer Versicherungsmakler, und der sprach mit meinem Vater, wie geht es, was macht das Geschäft, was machen die Kinder. Und irgendwie sagte mein Vater: »Ja, die Hilde, die ist jetzt schon groß, die arbeitet jetzt schon.« »Ja, was macht sie denn?« Da sagte der Herr Goldberg: »Wissen Sie was? Meine Sekretärin heiratet ja demnächst, da muss sie sowieso aufhören. Schicken Sie mir doch mal Ihre Tochter, das war doch ein ganz aufgewecktes Mädchen.«

Jetzt bin ich gleich am nächsten Tag zu Herrn Dr. jur. Goldberg ins Nebenhaus und habe mich ihm als Erwachsene vorgestellt. Habe den sonst nie gesehen, und wenn, mit Knicks gegrüßt und so. Wusste gar nicht, dass der mich noch kannte. Ja, da sagt er: »Wir können es ja mal versuchen. Das Versicherungswesen ist sehr interessant. Können Sie gar nicht alles wissen«, sagte er, »aber Sie werden viel erfahren.« Und dann fing ich Mitte 1929 bei ihm an. Bei Herrn Dr. Goldberg.

Dann folgte eine ruhige und schöne Zeit. Die ersten zwei Jahre haben sie bei Herrn Goldberg oft Feste gefeiert. Das waren ja alles Leute mit viel Geld. Er bewohnte eine Riesenetage in der Villa. Ich erinnere mich an eine Party zum 50. Geburtstag seiner Frau. Das alles sollte vor einer mittelalterlichen Kulisse stattfinden, und er hat sich alles dafür besorgt. Für den Bau der Stände hat er meinen Vater gebraucht, der hat ihm sehr geholfen. Und als das alles fertig war, hat er zu meinem Vater gesagt: »Hier könnten wir Ihre Tochter noch als Schusterjungen gebrauchen.« Ich kannte ja viele seiner Freunde und Bekannten vom Telefon. Als mein Vater mich fragte, habe ich sofort Ja gesagt. Also bin ich als Schusterjunge da aufgekreuzt. Die Gäste waren alles jüdische Freunde. Dr. Goldberg hatte einfach immer wieder tolle Ideen. Die Feier jedenfalls fing am späten Nachmittag an und dauerte die ganze Nacht durch. Und ich war bis zum Morgen mit dabei. Ich hatte kurze Hosen angezogen und so ein Jäckchen und mit einer Feder drauf und immer die Stiefel über der Schulter. Das war herrlich.

Im Laufe der Zeit lernte ich dort eine Menge über das Versicherungsgeschäft. Es war aber auch immer wieder viel Betrug dabei. Aber dennoch blieb viel Geld übrig. Nur für mich nicht. Ich kriegte da doch nur wieder 90 Mark, das war damals so der übliche Preis für Bürodamen, aber im Laufe der vier Jahre, die ich dann doch da war, stieg ich im letzten Jahr, 1932, bis auf 120 Mark. Dann, kurz vor 1933, kürzte Dr. Goldberg meine Arbeitszeit um die Hälfte, da seine Geschäfte nicht mehr so gut liefen. Da hatte ich schon das Gefühl, dass er seine Kanzlei und überhaupt seine Wohnung in Deutschland bald auflösen würde.

Von da an war ich nur noch von morgens um acht bis mittags um eins da. Und hatte nun gar kein Geld mehr übrig und war sehr arm dran.

Damals hatte ich einen Freund – Heinz, einen Studenten aus Heidelberg. Keine große Liebe, aber es war mein erster Freund. Meine Freundinnen hatten alle schon einen, mit dem sie sich tra-

fen, und ich hatte noch keinen. Und da haben die so ein bisschen dran gekuppelt. Wir sind alle zu einem Tanztee, und die hatten den mitgenommen, und da wurden wir verkuppelt. Der hatte auch kaum etwas, da sein Vater ihn sehr kurz hielt, weil er gar nicht damit einverstanden war, dass er studierte, anstatt die Firma zu übernehmen. Und ich hatte ja auch nichts. Von dem bisschen, das ich hatte, musste ich zu Hause auch noch was abgeben, und wenn es fünf Mark waren. Also, es blieb verdammt wenig für mich übrig. Und wenn ich den Heinz traf, gingen wir eigentlich nur spazieren. Der ging nicht mal mit mir ins Kino, denn da hätte er mich einladen müssen. Ich konnte ihn auch nicht einladen, das tat man damals nicht. Wenn wir mal Kaffee trinken gingen, musste er bezahlen. Das war üblich. Ich hätte ihn gekränkt, wenn ich ihn abgewiesen hätte. Ich wäre auch gar nicht auf die Idee gekommen. Man geht mit einem Mann essen oder Kaffee trinken oder was weiß ich, dann hat der zu bezahlen. Egal, was er tut oder bekommt. Verrückt, was es damals für Vorschriften gab, die man einfach auch widerspruchslos übernahm.

Dann, und das war noch vor 1933, hatte mein Freund Heinz zwei Karten für den Sportpalast. Der Sportpalast war immer ein Ereignis in Berlin. Boxkämpfe, dann diese wunderbaren Schaurennen auf Schlittschuhen. Daher kannte man den Sportpalast. Also ging ich mit ihm in den Sportpalast. Ich freute mich, weil ich nicht wusste, was mich da erwartete.

Es erwartete mich ein Haufen stinkender Männer, die alle auf Bänken saßen und auf irgendwas warteten. Und wir warteten auch. Plötzlich Musik, da kam eine Musikkapelle, die hat einen zündenden Marsch gespielt, das war auch noch alles ganz schön, und dann kam ein dicker Mann in einer Uniform – der Hermann Göring. Der hat eine Rede geschwungen, die mich überhaupt nicht interessiert hat. Politik. Wieso auch. Bin ja auch eine Frau, muss ich ja auch nicht. Hinterher hab ich zu Heinz nur gesagt: »Du, in so was kriegst du mich nie wieder rein. Das war ja stinklangweilig.« Da

hat er sicher gesagt: »Das habe ich mir gleich gedacht.« Der hat nicht mal den Versuch gemacht, mich davon zu überzeugen, dass sich da eine Partei aufgestellt hatte, die Deutschland von den Juden befreien wird, nichts dergleichen.

Vor 1933 hatte ohnehin kein Mensch über die Juden nachgedacht, reine Erfindungen der späteren Nazis. Es ist uns erst durch den Nationalsozialismus bewusst gemacht worden, dass das andere Menschen sind. Das gehörte später alles in das geplante Judenvernichtungsprogramm. Wir hatten nichts gegen Juden. Im Gegenteil. Mein Vater war sehr froh darüber, dass er einige jüdische Kunden hatte, denn die haben das meiste Geld gehabt und immer gut bezahlt. Mit den Kindern der Juden haben wir gespielt. Da war ein Mädchen, die Hilde, die war nett. Und im Nachbarhaus erinnere ich mich an ein jüdisches Kind in meinem Alter, mit dem haben wir auch manchmal zusammen gespielt, und dann war da noch unsere Rosa Lehmann Oppenheimer mit dem kleinen Seifengeschäft, an die erinnere ich mich auch noch. Also, wir haben überhaupt nicht dran gedacht, dass da etwas mit denen nicht in Ordnung wäre. Also, als wir aufwuchsen, schon gar nicht. Und als der Nationalsozialismus näher kam, haben wir noch nicht begriffen, was kommen könnte. Da haben wir dem geliebten Führer zugewinkt. Warum auch nicht? An die Juden haben die wenigsten vor 1933 auch nur gedacht. Erst mal bekamen die Leute Arbeit und Geld. Wir hatten ja alles durch den Krieg verloren und wurden durch die Versailler Verträge übers Ohr gehauen, so hat man uns das später beigebracht.

Wir hatten ja insgesamt keine Ahnung, was da mit Hitler auf uns zukam.

Für Brunhilde Pomsel geht das unbekümmerte Leben ihrer Zeit unterdessen weiter, nicht ahnend, dass sie bald eine Stelle im Machtzentrum der nationalistischen Diktatur annehmen wird, die ihr ganzes Leben verändern soll.

Meinem Freund Heinz war ich für Politik zu dumm, zu unreif. Aber es war auch kein Grund, sich deswegen in die Haare zu kriegen. Ich hatte einfach jemanden, mit dem ich mich sonntags treffen konnte. Da sind wir mit der S-Bahn irgendwohin gefahren, spazieren gegangen, haben Kaffee getrunken, nachher zu ihm in die Wohnung. Es war sehr schön, dass wir dann auch einmal allein sein konnten. Ich bin dann hinterher noch oft zu meiner Clique gegangen. Ich hatte ja eine Clique. Einer schöner als der andere. Der eine hatte ein Motorrad, mit dem Motorrad wegzufahren aus Berlin, so in die Umgebung, das waren so Erlebnisse. Alles sehr harmlos. Doch die Jungs untereinander waren schon politisch manchmal, da waren wir Mädchen gar nicht dran interessiert, wir haben gar nicht zugehört. Da war einer, der gehörte zur KPD. Das war so ein hübscher Junge, aber der soll in der KPD sein. Trotzdem war es so ein hübscher Junge. Den mochten wir trotzdem gern. Die anderen, das waren bestimmt alles Nazis oder Deutschnationale.

Manchmal denke ich darüber nach, aber soll ich mir den Vorwurf machen, dass ich mich früher für Politik nicht interessiert habe? Im Gegenteil, vielleicht ist es gut gewesen, vielleicht wäre man in jugendlichem Idealismus sogar auf eine Seite geraten, sodass sie einem schnell den Garaus gemacht hätten. Ich war ja leicht zu beeinflussen in der Zeit, aber ich habe einen anderen Freundeskreis gehabt. Das waren überhaupt nicht alles Nazis, das waren Söhne reicher Leute, ein bisschen verbummelt. Die hatten alle noch keinen Job, standen kurz davor, ein Studium anzufangen oder auch nicht. Die Eltern konnten sich das zumindest leisten, das waren meist große Geschäftsleute. Die hatten in Berlin-Südende ihre Villen, die Söhne waren so zwischen 20 und 23 Jahre alt, und an einen Beruf haben die alle noch gar nicht gedacht damals, jedenfalls nicht so schnell. Das schluderte so vor sich hin. Das waren meine Freunde. Hübsche Jungs, nette Jungs, die man gerne kennenlernte. Es gab ja immer sehr hübsche Gelegenheiten, Feste und

Schülerfeste. Alle Gymnasien gaben ja auch jedes Jahr wieder irgendwelche Gründungsfeste. Die wurden oft im Parkrestaurant am Südende gefeiert. Das war in Berlin ein wunderbarer Treffpunkt für solche Sachen, an einem See gelegen, mit ein bisschen Wald herum und Ruderbooten oder Kähnen.

Im Winter war es meist voller Eis, dann wurde eine Eisbahn gemacht. Und dann dieses herrliche Riesenrestaurant dabei und ein schönes Festhaus, für große Feste, für große Bälle und für kleine Veranstaltungen. Und auch wenn man kaum Geld hatte für ein kleines Helles: für 20 Pfennig reichte es, und dann tranken wir gemeinsam. Hauptsache, wir saßen in einer Kneipe zusammen. Politik wollte kein Mensch von diesen jungen Leuten. Da war nicht einer dabei. Aber in der Clique war natürlich auch kein einziger Jude. Nur meine jüdische Freundin Eva Löwenthal, die war oft mit dabei.

Politik war für uns überwiegend uninteressant. Wenn ich sehe, was heute die Schülerinnen so von sich geben, wenn die so ihre Meinung sagen, denke ich mir: Mein Gott, das ist ein Unterschied, ein unglaublicher Unterschied. Da denke ich manchmal, ich bin nicht über 100 Jahre alt, ich bin 300 Jahre alt. So ein Riesenunterschied in der ganzen Lebensweise.

*Ende 1932 lernt Brunhilde Pomsel den späteren Rundfunksprecher Wulf Bley kennen. Eine entscheidende Begegnung, die ihr nach der Machtübernahme Adolf Hitlers den Weg in den Rundfunk und den späteren Weg in das Propagandaministerium von Joseph Goebbels ebnen wird. Der Schriftsteller und Radiosprecher Wulf Bley (*1890 in Berlin; †1961 in Darmstadt) trat 1931 in die NSDAP und in die SA ein. Bley wurde der Nachwelt vor allem durch seine Kommentierung der Machtergreifung Hitlers bekannt, als er im Rundfunk am Abend des 30. Januar 1933 den Fackelzug der Nationalsozialisten durch das Brandenburger Tor und später Teile der Olympischen Spiele von 1936 kommentierte.*

Jedenfalls, mein Freund Heinz hatte einen Bekannten, einen Schriftsteller, einen Fliegerleutnant aus dem Ersten Weltkrieg. Heinz wusste ja, dass ich die Arbeit beim Juden Dr. Goldberg halbieren musste. Der Bekannte von Heinz wollte seine Memoiren schreiben und brauchte jemanden, der ihm das tippte, und Heinz schlug vor, dass ich bei ihm schreibe. Und das war dann der Wulf Bley, ein sehr netter, freundlicher Mann, der wohnte außerdem gar nicht weit weg von uns, hatte eine furchtbar nette Frau und einen netten Jungen. Wenn ich da hinkam, gab es auch erst Kaffee und ein bisschen Geplauder. Und dann habe ich seine Gedanken zu Papier gebracht. Und dann ging es gleich so weiter. Der Herr Bley hatte einen Freund, Kapitän Busch. Wohnte in Berlin-Lichterfelde. Der wollte wohl auch seine Memoiren schreiben, ob ich da vielleicht auch aushelfen könnte. Der war sehr großzügig. Also bin ich da täglich auch noch aufgekreuzt und habe bis zum Abendessen gearbeitet. Dann hat mich einer der Söhne mit dem Auto nach Hause gefahren, also, die hatten auch richtig Geld, durch den bin fast reich geworden. Und so bin ich Ende 1932 vormittags bei meinem jüdischen Dr. Goldberg gewesen und an einigen Nachmittagen beim Nazi Wulf Bley. Ich wurde manchmal gefragt, ob ich das nicht etwas leichtfertig fand. Für einen Nazi und einen Juden zu arbeiten? Nein. Ich gehörte damals wenigstens zu denen, die noch Arbeit hatten. Es gab eine Riesenmenge Arbeitslose damals. Meine Freundinnen waren fast alle arbeitslos. Und ich war seit vier Jahren schon beim Dr. Goldberg, das war recht schön. Das war ja alles noch vor '33. Aber dann hat sich plötzlich alles verändert.

»HITLER WAR EINFACH NUR EIN NEUER MANN«

[illegible]

[illegible]

[illegible]

»Es war alles ein bisschen zwiespältig.
Aber ich habe das alles damals als nicht so ernst empfunden. Ich war an diesen Dingen total desinteressiert. Ich war damals ein junges, verliebtes Mädchen. Das war wichtig für mich.
Und es ist auch so lange her. Ich kann mich so gar nicht mehr da hineinversetzen. So war es damals einfach, man ist da so reingerutscht.«

BRUNHILDE POMSEL

»HITLER WAR EINFACH NUR EIN NEUER MANN«

Einstieg in den Reichsrundfunk

Ende 1932 ist Brunhilde Pomsel 21 Jahre alt, nach dem damaligen Gesetz gerade mal mündig.

Berlin war eine lebendige und offene Stadt und hatte eine Menge zu bieten. Natürlich nur für Leute, die Geld hatten. Für die reichen Juden. Für die Leute, die Geld hatten, da gab es viel in Berlin. Das war schon eine Stadt, die alles bot. Sie bot alles, was der Mensch damals für wichtig empfand: Theater, Konzerte, einen wunderbaren Zoo. Schöne große Kinos gab es auch schon. Zum Kino gab es immer eine Bühnenschau. Es gab immer einen Kinofilm, dann gab es noch einen reinen Kulturfilm als Beifilm und eine Bühnenschau, oft ein einzelner Sänger und ein Mann am Klavier, oder eine Tanzrevue, die Tiller Girls. So was gab es alles. Alles, was der Mensch brauchte. Was braucht man sonst? Es gab sehr schicke Restaurants, teure Restaurants, betraten natürlich nicht die sterblichen Füße. Davon habe ich erst etwas mitbekommen, als ich beim Rundfunk anfing.

Aber sosehr Berlin gelobt und gepriesen wurde, hatte es schon immer auch seine Schattenseiten, und in dieser Zeit, nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, besonders. Arbeitslose an jeder Ecke, Bettler, arme Menschen. Wer in guten Gegenden wohnte, wie ich,

in einem guten Vorort, der sah so was nicht. Es gab natürlich besondere Gegenden, da wimmelte es von Elend und Armut, und so was wollte man ja auch nicht sehen, so was sah man nicht, da sah man einfach nicht hin.

Dann im März 1933 hatten plötzlich die Nazis die Wahlen gewonnen. Ich weiß nicht, was meine Eltern gewählt hatten. Ich kann mich auch kaum erinnern, was ich gewählt habe. Deutschnational, denke ich. Die Farben Schwarz, Weiß, Rot. Das fand ich immer ganz schön als Fahne. Wahlsonntage waren schon in der Kindheit für uns Sonntage, die sich von anderen unterschieden. Da war Stimmung mit Fahnen und Musik und Reklamen und Leben in ganz Berlin. Wahltage waren schon was Tolles. Aber dass es da um Politik ging … Also, wir Jugendlichen wurden da überhaupt nicht miteinbezogen. Und auch nicht beeinflusst.

Mein Freund Heinz hat mich kurze Zeit zuvor im Januar 1933 nach Potsdam mitgeschleppt, wo dann der greise Hindenburg und Hitler sich die Hand gereicht haben. Ich habe nicht einmal gefragt, was der Unsinn soll. Ich wollte es gar nicht wissen. Und das hat er gemerkt, wie blöd ich war, wie uninteressiert an Politik. Ich war seiner sicher gar nicht würdig. Der hat auch nicht versucht, mich zu bekehren. Die Partei hat zwischen uns überhaupt keine Rolle gespielt, und in dem Jahr trennten wir uns dann aber auch.

Als Hitler im Januar zum Kanzler ernannt worden war, da war ganz Berlin auf den Beinen. Die ganz Verrückten pilgerten zum Brandenburger Tor. Und da pilgerte mein Freund Heinz natürlich auch hin. Mit mir. Ich weiß nur noch, Hitler stand am Fenster der Reichskanzlei. Überall Menschen, Menschen, Menschen, die brüllten, wie heute bei einem Fußballspiel. Wir brüllten mit. Und wenn man genug gebrüllt und gejubelt hatte, drängelten einen die anderen schon weg, und dann war man hochbeglückt, dass man Zeuge

eines historischen Ereignisses gewesen war. Eine von den Jublerinnen war auch ich. Stimmt, und dazu bekenne ich mich auch. Hitler war halt einfach nur ein neuer Mann.

Aber begeistert war ich ganz sicher nicht. Mich konnte das nie begeistern. Ich hab auch später versucht, wenn es irgend ging, mich vor solchen Versammlungen zu drücken. Das ist mir auch meistens gelungen. Ich weiß noch, wir mussten dann später, als ich im Reichsrundfunk zu arbeiten begann, immer am 1. Mai auf das Reichssportfeld marschieren oder auf den Tempelhofer Flughafen, wenn der Mussolini kam und so weiter. Dann musste man antreten. In den Abteilungen waren ja irgendwelche Leute, denen man nicht so recht traute. Die irgendwem was flüsterten, wenn man nicht mitmachte. Die passten genau auf, wer nicht gekommen war. Aber wir waren ja auch nicht doof. Wir sind schön hingegangen und sind dann auch ein, zwei Ecken mitmarschiert. Als der große Marsch dann losging – ich erinnere mich noch an einmal, das war ein Marsch zum Reichssportfeld –, da mussten wir uns vor dem Funkhaus versammeln. Unsere Abteilung hatte sich aber in einer Kneipe verabredet. So alle fünf Minuten setzte sich einer von uns aus dem Marsch ab und ging lieber ein Bierchen trinken. Von 20 Leuten wahrten dann immer nur zwei auf dem Sportfeld den Schein. Aber das war immer ein kleines Risiko. Es gab ja bestimmte Abteilungen, auf die wurde besonders geachtet. Zum Beispiel in der Rundfunkabteilung für Literatur.

Aber unmittelbar nach Antritt Hitlers war die Stimmung einfach eine neue Hoffnung. Trotzdem war es doch eine Riesenüberraschung, dass der Hitler es geschafft hatte. Ich glaube, die waren selbst davon überrascht.

Aber ich war so uninteressiert damals. Für mich ging das Leben einfach weiter. Ich arbeitete ja auch noch beim Dr. Goldberg. Nun, dem hab ich natürlich nicht erzählt, dass ich am 30. Januar dem Hitler zugejubelt habe. Das habe ich nicht getan, da war ich doch

taktvoll genug, das dem armen Juden nicht anzutun. So was machte man nicht. Es war alles ein bisschen zwiespältig. Aber ich habe das alles damals als nicht so ernst empfunden. Ich war an diesen Dingen total desinteressiert. Ich war damals ein junges, verliebtes Mädchen. Das war wichtig für mich. Und es ist auch so lange her. Ich kann mich so gar nicht mehr da hineinversetzen. So war es damals einfach, man ist da so reingerutscht.

Auch von den Umzügen und Fackelläufen der Nazis haben wir nicht viel mitbekommen. Südende war nun mal der etwas vornehmere Teil von Steglitz. Wir haben weder was von den Aufständen in den Zwanzigerjahren noch später, als es mit Hitler losging, etwas mitbekommen. Es war alles sehr brav und bürgerlich. Das war mehr in Stadtteilen zu finden, die nur von Arbeitern bewohnt wurden. Dieses Berliner Südende, in dem ich wohnte, war ein recht vornehmer Stadtteil, da wohnten ein paar sehr gut bestückte Leute, da gab es ein paar sehr schöne Villen und große Häuser, wo ganze Etagen vermietet wurden, und es gab die dazugehörigen Geschäfte und Geschäftsleute. Und das war schon eine gewisse Harmonie. Ich glaube, ich habe in Südende nicht ein einziges Mal so einen Umzug gesehen. So was gab es da einfach nicht. Da hätte sich auch niemand dran beteiligt. Da sicher nicht. Und woanders kam man ja nicht hin. In der Zeitung stand vieles, aber in unserer Gegend war es sehr friedlich. Man hatte ein gewisses Flair. Diese Krawalle waren in der Hauptstraße, in der Steglitzer Straße, da waren dann Nazi-Umzüge. Da blieb man gar nicht mehr stehen. Das hat uns eigentlich auch gar nicht berührt. Und dass meine Brüder zum Jungvolk gingen und diese braunen Hemden anhatten – ja, das war dann halt einfach so.

Es rannte dann auch immer mehr SA auf den Straßen rum. Die haben uns aber nicht gestört. Da hat man sich keine Gedanken darüber gemacht. Es gab ja auch eine NS-Frauenschaft, da allerdings hatte ich eine Todesangst, dass das mal ein Gesetz werden

würde, dass alle reinmüssten. Es gab ja dann auch Vorschriften, was man anziehen musste. BDM – Bund Deutscher Mädel –, die mussten blaue Faltenröcke tragen. Fanden wir in meiner Umgebung grauenvoll. Wir trugen damals enge Röcke, das war die Mode, und die rannten in so einer Latscherkleidung rum. Das waren meine Sorgen damals. Um die NS-Frauenschaft bin ich drum rumgekommen. Ich weiß nicht mehr, wie ich das geschafft habe. Es war ja auch kein Zwang, aber es wurde die Werbetrommel gerührt, dass man da eintrat. Ich wollte in keine Massenbewegung, das habe ich immer schon abgelehnt.

Aber nachdem Hitler die Macht bekommen hatte, ging es ja gleich mit Vorschriften los, da hat sich schnell viel verändert. Es gab plötzlich sehr viele Verordnungen, auch Notverordnungen. Aber das hatte ja auch sehr viel Positives, es begann der Bau der Autobahn, das war ja ein enormer Eingriff in die ganze Struktur, damit kamen auch Leute weg von der Straße, denn unter diesen Bettlern und armen Leuten waren ja viele, die aus wirklicher Not, nicht nur aus Freude am Gammeln und Nichtstun, herumhingen. Die waren arbeitslos und hatten zu wenig Unterstützung für ihre meist wachsenden Familien. Wo immer auch arme Leute waren, gab es ja auch mehr Kinder als bei den Reichen. Die Folgen des Ersten Weltkrieges zu bewältigen, die uns aufgetragen worden waren, das hat der Hitler zunächst ganz toll in den Griff bekommen.

Die jungen Menschen haben es damals zum Teil einfach auch als Befreiung empfunden. Meine Brüder konnten schon mal abends in einer Kneipe sitzen. Was sie früher nicht getan hätten. Sie kamen zu Hitlerjugend und waren weg von zu Hause unter ihresgleichen. Kamen irgendwohin, haben irgendwie einen Ausflug gemacht. Weg von den Eltern. Auf jeden Fall gab es ja so viele Dinge, die plötzlich besser waren. Dass man einfach sagen musste: Ja was, das ist doch alles prima.

Dann kurze Zeit später hatte ich mit dem Wulf Bley sein Buch noch nicht ganz beendet, als er unmittelbar nach den Wahlen 1933 plötzlich als Dramaturg zum Deutschen Theater berufen wurde. Er bot mir an mitzukommen. Das war der Beginn meines Aufstiegs. Ohne diesen Zufall, den Wulf Bley kennengelernt zu haben, wäre vermutlich mein ganzes Leben anders verlaufen und ich wäre als Sekretärin sonst wo gelandet. Er sagte mir noch: »Na, Ihr jüdischer Chef, der macht es nicht mehr lange. Hätten Sie nicht Lust, beim Rundfunk zu arbeiten? Ich finde schon was zum Diktieren für Sie.«

Ich erinnere mich noch, dass er mir das schon vorher erzählt hatte, so Weihnachten 1932: »Also, diese Nationalsozialisten – noch eine Wahl, dann haben sie es geschafft.« Und wenn sie es geschafft hätten, dann hätte er ausgesorgt für alle Zeiten. Und das trat dann auch ein. Er gehörte schon vorher zur Partei. Dass da ins Deutsche Theater ein völlig falscher, ein völlig amusischer Mensch hingesetzt wurde und dass das einfach nicht klappen konnte, das hat auch von den klugen Nazis keiner gewusst. Aber er bekam die Stelle schon kurz nach der Machtergreifung Hitlers.

Es wurde damals gleich die erste große Theateraufführung einstudiert: *Wilhelm Tell*. Mit Heinrich George[3] als Gessler und Attila Hörbiger[4] als Tell. Und ich hockte im Theater herum und hatte erst mal nichts zu tun. Hier und da hat er mir noch irgendwelche Briefe diktiert. Er hat mir aber immer einen etwas größeren Geldbetrag gegeben, so viel war ihm an mir gelegen. Ich war froh und hatte Spaß daran. Vor allem, wenn die Sekretärin, die Theatersekretärin, ein Fräulein von Blankenstein, mir erlaubte, sie in ihrem Büro zu besuchen. An einer Wand hatte sie von sämtlichen Schauspielern Porträts mit einer Widmung hängen. Eines der größten Erlebnisse war, als ich gerade mit ihr im Gespräch war, und da ging die Tür auf, und wer tritt ein? Der Schauspieler Attila Hörbiger. Der Traum aller Mädchenherzen damals. Er zog ein Zigarettenetui raus und bot mir eine Zigarette an, die ich zitternd geraucht habe.

Das waren so Erlebnisse, mit denen ich den Abendbrottisch zu Hause erfreute.

Ein paar Monate später sagte Herr Bley mir, er würde mit dem Rundfunk verhandeln. Und fragte mich dann, ob ich daran interessiert wäre, mich dort anstellen zu lassen. Er könne seine Sekretärin mitbringen, und die möchte er aber vom Rundfunk bezahlen lassen, die möchte er nicht selber bezahlen. Er will mir einen Vertrag beim Rundfunk besorgen. Das ist doch prima, dachte ich, bei so einer großen Firma, was für eine Chance! Also, ich habe da sehr gerne Ja gesagt.

Kurze Zeit später sagte er mir: »Es scheint zu klappen, es scheint zu klappen. Auch mit Ihnen. Ich glaube, wir können damit rechnen.« Da fuhren wir immer noch ins Deutsche Theater, wo er ja noch als Dramaturg wirkte.

Da sagt er dann kurze Zeit später: »In der Partei sind Sie doch?« »Nein«, sagte ich, »in der Partei bin ich nicht.« »Mhhhh«, sagte er, »es wäre gut, reinzugehen für so einen Betrieb.« »Na«, sagte ich, »dann geh ich halt rein.« »Ja«, sagte er, »weiß gar nicht, ob sie im Moment geöffnet ist.«

Die Partei war nämlich im Moment *die* Partei, und alle Welt wollte da Mitglied werden. Weil sie sich alle davon versprachen, nun kommt der große Mann, der für die kleinen Leute da sein wird. Das haben sie ja wohl gepredigt vorher, und da war es gut, der Partei zuzugehören.

Und da dachte ich, geh ich doch auch da rein, wenn der meint, ich kann dann beim Rundfunk arbeiten. Und dann habe ich zu Haus gesagt: »Ich werde in die Partei eintreten, weil, aus dem und dem Grund.« Nun, meine Eltern hatten nichts dagegen und nichts dafür, denen war das egal. »Mach du, was du willst.«

Und genau an dem Nachmittag kam mich meine jüdische Freundin Eva Löwenthal besuchen, und wir wollten eigentlich Kaffee trinken gehen. Das bedeutete eigentlich, dass man die Eva einlud

zum Kaffee, denn dass sie kein Geld hatte, das wussten wir alle. Wenn man sagte, wir gehen Kaffee trinken, bedeutete das: Ich lade dich zum Kaffee ein. Also sagte ich: »Eva, wir können heute nicht, ich muss noch schnell in die Partei eintreten!« Denn die Partei machte immer auf, ließ ein paar Hundert oder Tausend rein, dann war sie wieder geschlossen. Weil die nicht nachkamen mit der Ausfertigung der Mitgliedskarten, mussten die armen Leute wieder anstehen, bis sie beim nächsten Schub an der Reihe waren.

»Ja«, sagte Eva, »ich komme mit.« Eva und ich gingen gemeinsam zur Ortsgruppe in Südende. Da gab es eine Ortsgruppe der NSDAP. Da standen mindestens hundert Menschen davor. Die wollten alle noch in die Partei, weil man glaubte, am ersten des Monats würde die Partei mal wieder geschlossen. Und es war doch gut, in dem Verein zu sein.

Ich musste mich mit anstellen. Eva setzte sich derweil auf eine Mauer. Und es ging sehr schnell, es war eine gute Organisation. Man ging da rein, man musste was unterschreiben. Der monatliche Beitrag sollte zwei Mark kosten, das war schmerzlich, das war eine sehr hohe Summe. Aber noch schmerzlicher war, dass ich zehn Mark Aufnahmegebühr zahlen musste. Das war bitter. Das war meine gesamte Kasse. Kaffee trinken fiel dann flach. Und überhaupt: zehn Mark. Das war damals viel Geld.

Aber ich habe trotzdem unterschrieben, denn ich dachte, wenn das mit dem Rundfunk klappt, dann vergesse ich die zehn Mark schnell wieder. Und so hat es geklappt, und so bin ich dann in die Partei gekommen.

Später, wenn mich dann mal jemand fragte: »Warst du in der Partei?«, da hab ich gesagt: »Ja, ich war in der Partei.« Aber sonst hat mich eigentlich nie jemand gefragt. Und als ich später im Propagandaministerium arbeitete, hat mich überhaupt gar keiner danach gefragt. Weiß ich gar nicht, ob die alle in der Partei waren. Das war also eine etwas überstürzte Handlung von mir, aber es hat mir auch nicht weiter geschadet.

Dann, nach einigen Wochen, bekam ich von der Ortsgruppe einen Brief und einen richtigen Ausweis: Mitglied der NSDAP seit dann und dann. Dann kriegte ich noch einen Brief, denn als Mitglied der Partei müsse man für die Partei etwas tun, hieß es dann. Man müsse sich an Straßensammlungen beteiligen, und da hatten sie einige Vorschläge. Da dachte ich: erst mal abwarten. Straßensammlungen waren dauernd, für alles Mögliche klapperten dauernd die Büchsen. Ich fühlte mich noch nicht betroffen. Dann aber bekam ich einen Brief, ich möchte mich bei der Ortsgruppe melden.

Da bin ich also hingegangen, und die haben mir klargemacht, ich sei nun Mitglied in der Partei und ich hätte noch nichts für die Partei getan. »Ja, was soll ich denn tun?«, fragte ich. »Ja, was sind Sie denn von Beruf?« »Ich bin beim Rundfunk.« Ja, dann könnte ich ja für sie im Parteibüro schreiben, hieß es. Abends nach 18 Uhr, wenn die Geschäfte geschlossen sind, dann hätten sie ein bisschen Post zu erledigen und bräuchten eine Schreibkraft.

Da hatte ich dann keine Ausrede mehr und musste Belanglosigkeiten tippen. Dann hab ich angerufen und habe Ausreden erfunden. Ich kann nicht kommen, heute Abend haben wir eine Rundfunksendung, bei der ich dabei sein muss. Die wussten ja gar nicht, was ich beim Rundfunk mache. Das haben mir die abgenommen. In der folgenden Woche hatte ich eine andere Ausrede, bis sie schließlich gesagt haben, dass sie an meiner Mitarbeit nicht mehr interessiert wären, da sie sich auf mich nicht verlassen könnten. Danach haben sie mich endlich in Ruhe gelassen. Doch zu so einer Straßensammlung für Waisen und Armenhilfe wurde ich immer mal wieder aufgefordert, was ich scheußlich fand.

An eine der Sammlungen kann ich mich noch besonders erinnern. Da war ein ganz großer Wintersammeltag. Die Schokoladenfirma Sarotti, die mit dem kleinen Sarotti-Mohren, einem süßen kleinen Zwerg in so einer gestreiften Uniform und schwarzem Gesicht, unterstützte die Sammlung. Sarotti-Schokolade war da-

mals die beste Schokolade, die es überhaupt gab. Die Firma stellte diese Uniform dem Rundfunk zur Verfügung. Irgendwer hatte gesagt, dass es gut wäre, wenn die Sammler auch ein bisschen Fantasie entwickelten und sich mal verkleiden könnten, als Märchenfiguren, es war ja mitten im Winter. Und nun kam also diese Uniform in unsere Abteilung, und jeder sagte: »Pomseline, zieh du die doch mal an.« Und die passte mir nach Maß. Die war wirklich für einen kleinen Menschen wie mich gemacht. Aus wunderbarem Stoff. Alles aus Seide, also eine teure, entzückende Uniform. Großes Staunen der anderen: Du musst mit der Sammelbüchse als Sarotti-Mohr am kommenden Sonntag zur Winterhilfssammlung.

Und so kam es. Alle prominenten Schauspieler waren dabei und haben gesammelt. Und da strömte das Volk hin, allein schon nur, um die Schauspieler zu sehen und auch die Politiker und eben auch so einen kleinen Sarotti. Ich wurde dem damaligen Wirtschaftsminister zugeteilt. Er hat gesprochen, und ich hab die Büchse geschwenkt und bin um ihn herumgetanzt. Und hatte natürlich ein Riesenpublikum. Das alles war unter den Linden und ging auch weiter, in den Tierpark und in den Tiergarten hinein. Aber die Hauptsache war natürlich vor dem Stadtschloss und dem Reichstag. Und da hab ich dann rumgetanzt, bis es dunkel wurde, bis die Sammelei vorbei war und man sein Geld abgeliefert hatte, und dann konnte man nach Hause. Da weiß ich noch, meine Mutter hat mich in die Badewanne gesetzt und versucht, die braune Schminke abzukriegen.

Herr Bley hatte inzwischen seine neue Stellung im Rundfunk übernommen, gleich in der Führung im Direktorium. Und ich kriegte ein schönes eigenes Zimmer, und nebenan war noch ein Büro. Es war ja voller Büros, dieses schöne, schicke Haus. Das war damals die Sensation. Denn dieses Haus war durch seinen Klinkerbau und seine Form etwas sehr Modernes.

Ich hatte anfangs nicht viel zu tun. Im Haus war ein schönes Casino. Die anderen Damen luden mich zum Essen ein. Oben gab es einen wunderbaren Dachgarten. Der wurde auch von der Kantine bedient. Und dadurch habe ich ein paar Mädchen kennengelernt, mit denen ich noch lange befreundet war, bis sie alle starben. Also, durch mein ganzes Leben ziehen sich einige Freundschaften aus der Rundfunkzeit. Eine lebt sogar noch. Die ist ein Jahr älter als ich.

Jedenfalls war dann der Wulf Bley, so schnell, wie er da eingesprungen ist in diesen Job, so schnell war er auch wieder weg. Weil sich auch da herausgestellt hat, mit dem können wir hier nichts anfangen. Er verabschiedete sich bereits Ende des Jahres wieder. Ich glaube, bis Weihnachten war es, und dann war er schon wieder weg. Auch beim Rundfunk konnten sie mit ihm nichts anfangen. Er war ein Nichts. Er konnte gar nichts. Er war so mitgeschwommen auf der Welle. Er war junger Soldat gewesen, junger Fliegersoldat, und dann hat er sich so durchs Leben gemogelt, aber nie irgendeine Ausbildung oder ein Studium absolviert. Aber natürlich früh in der Partei. Ich habe später nie wieder was von ihm gehört. Er gehörte einfach zu den alten Kämpfern, dem die Nazis versprochen hatten, wenn wir an der Macht sind, dann wird für dich gesorgt. Und den wollten sie nun irgendwo unterbringen. Aber er war einfach, wie viele andere, keine große Leuchte. Auf jeden Fall, ich blieb beim Rundfunk.

Nur durch diese glückliche Begegnung mit dem Wulf Bley hatte ich einen Vertrag, und zwar einen schönen Vertrag. Ach, ich weiß es heute nicht mehr, aber jedenfalls waren es über 200 Mark, die ich da im Monat verdiente. Das war ein irres Geld. Gemessen an dem, womit ich mich da jahrelang abgequält hatte, war das einfach fürstlich. Zuerst habe ich im Direktorium gearbeitet und dann in der Kanzlei der früheren Direktoren. Das war an sich nicht sehr ehrenvoll, denn da saßen Leute, die so ein wenig abgeschoben werden sollten. Alle Sekretärinnen, die für den früheren Rundfunk leitend gewesen wa-

ren. Sie arbeiteten vorher für die Juden, waren ja vornehmlich jüdische Aufsichtsratsmitglieder, die alle an die Luft gesetzt wurden oder ins KZ kamen, auf jeden Fall raus aus dem Funkhaus.

Die deutschen und unbelasteten Sekretärinnen der jüdischen Mitarbeiter hatte man jedenfalls in die Kanzlei gesetzt, um Abschriften oder Vervielfältigungen zu machen.

Dann hatte ich etwas Pech und Glück zugleich. Kurz nachdem ich beim Rundfunk begonnen hatte, wurde ich krank, eine verschleppte Erkältung, die auf die Lunge schlug. Es wurde immer schlimmer, und dann sagte man mir, ich solle einen Antrag stellen bei der Versicherung auf einen Erholungsurlaub. Mindestens vier Wochen in irgendeines der schönen neu gegründeten Heime an der Ostsee. Und tatsächlich hat der Arzt das befürwortet und mich zu einer Kur auf die Insel Föhr geschickt. In dem Sanatorium habe ich am Ende dann ein halbes Jahr zugebracht. Und der Rundfunk hat mir jeden Monat mein Geld überwiesen. So ein Glück zu haben war damals unfassbar. Später musste ich eine weitere Kur machen. Die dauerte aber dann nur ein Vierteljahr. Hat alles der Rundfunk bezahlt.

Danach wechselte ich in die Presseabteilung des Rundfunks und bin mit auf die Rundfunkausstellung gegangen. Dann haben die festgestellt, die schreibt prima Stenografie. Dann hab ich Reden von Politikern und anderen mitgeschrieben, da schrieb ich sogar schon eine erste Goebbelsrede zur Eröffnung der Ausstellung mit. Ich konnte wirklich sehr gut und sehr schnell stenografieren, und das war für die Presseabteilung ein Gewinn. Also, da habe ich wirklich gerne gearbeitet.

Einige Zeit später landete ich in der Zeitfunkabteilung.[5] Da hat es mir natürlich am allerbesten gefallen. Bei meinen Männern. Von alt bis jung. Also, die Reporter und Fußballreporter. Eduard Roderich Dietze,[6] der machte Tennisübertragungen. Rolf Wernicke[7] machte Fußball. Herr Prof. Holzamer,[8] das war auch ein Reporter. Später war er Intendant beim ZDF, der erste Intendant beim ZDF.

Also, in der Zeit hatte ich sehr viel Arbeit. Morgens begann alles mit einer riesigen Kaffeetafel, dann kam alles auf den Tisch, was in Berlin und in der Welt los war. Und dann fuhren die Echo-Wagen, also die Übertragungswagen, mit den Reportern los. Wir hatten ein Echo am Morgen, ein Echo am Mittag und ein Echo am Abend. Wichtige Besuche von Staatsgästen, Fürsten oder irgendein Fußballspiel, Konzerte und Theateraufführungen. Das war viel Stress. Man konnte keine Tischzeit oder Arbeitszeit einhalten, aber am Abend endete immer alles mit einem fröhlichen Zusammensein. Manchmal nur mit einem Bierchen in der Kantine oder beim »Eugen« – eine herrliche Berliner Eck-Kneipe. Die Reporter waren zum großen Teil noch unverheiratet, einige waren schon verheiratet, die sind dann doch schon mal nach Hause gegangen. Irgendeiner hatte immer ein Auto, das war damals schon was Besonderes. Aber die Reporter hatten alle eines, und so wurde ich immer mit dem Auto nach Hause gebracht. Ich gehörte einfach zu denen und hatte ein paar wunderbare Jahre.

Ich erinnere mich besonders gerne an die Olympischen Spiele 1936, und da war der Rundfunk natürlich auch dran beteiligt. Das war eine wunderbare Zeit. Es war für uns vor allen Dingen möglich, mal Ausländer kennenzulernen. Ich weiß noch, mich rief eine Freundin an und sagte: »Du, ich hab da gestern einen Inder oder einen Japaner kennengelernt, jedenfalls einen Menschen aus einer total anderen Welt.« Und der hatte gehört, dass sie jemand beim Rundfunk kennt, und der würde sich so gerne den Rundfunk ansehen. Und da hatte sie sich an mich gewandt, ob ich das ermöglichen könnte. Sie sagte: »Ich hab ihn zu dir geschickt, der muss gleich kommen, damit du vorbereitet bist.« Der kam dann auch. Der konnte sogar Deutsch, sonst hätte ich mich gar nicht mit ihm unterhalten können. Und dann wurde er von einem der leitenden Herren durchs Haus geführt, soweit er es zeigen durfte. Wir waren an diesem Abend noch mit diesem Mann zum Abendessen verab-

redet. Das war eine Sensation, dass man überhaupt mit einem Menschen zusammen war, der eine andere Sprache sprach. Das war etwas Besonderes. Das erzählen Sie mal heute einem Kind, einem Zwölfjährigen.

Berlin war hellauf begeistert. Berlin war die gastfreundlichste Stadt der Welt. Alle Welt wurde ja aufgerufen, Zimmer zur Verfügung zu stellen, weil es nicht genügend Hotels und Pensionen gab. Auch wir haben natürlich ein Zimmer zur Verfügung gestellt. Man kriegte ja auch Geld dafür. Pro Nacht zehn Mark. Aber es war außerdem sehr ehrenvoll, einen auswärtigen Gast zu haben. Ich weiß noch, die Olympischen Spiele hatten bereits begonnen, und bei uns hatte sich noch keiner gemeldet. Meine Eltern hatten ihr Schlafzimmer umgeräumt. Also richtig schön gemacht. Und es kam keiner. Aber dann, am dritten oder vierten Tag der Spiele, rief jemand vom Olympischen-Komitee-Büro in Berlin bei uns an, ob wir noch Gäste aufnehmen. Ja natürlich, jederzeit! Und dann kam ein Ehepaar aus Holland. Also große Aufregung, wir alle sind nicht in die Betten gegangen.

Da gingen wir ganz stolz durch die Stadt. Wir haben auch Olympiagäste. Die kamen an mit Karten, die sie vorher schon bestellt hatten, ein furchtbar nettes Ehepaar. Die haben uns später noch Sachen geschickt aus Holland, Gebäck und Käse. Das war ein großes Erlebnis.

Im Rundfunk hatten wir natürlich zu der Zeit sehr viel zu tun, eine Übertragung nach der anderen aus dem Olympiastadion oder dem Umfeld von Berlin. Ich hatte selber kaum Zeit, mir die Spiele anzusehen. Ich war nur einmal bei einer Leichtathletik-Veranstaltung und einmal beim Dressurreiten. Das war nicht einfach, dafür Karten zu kriegen, und teuer war es auch noch.

Aber die Stadt war wie verwandelt. Der Kurfürstendamm, der war plötzlich, als wäre man in Paris. Die Menschen waren alle fröhlich, und schönes Wetter war auch. Es war das Fest, das der liebe Gott dem Führer geschenkt hat. So in dem Stil war Berlin 1936.

Und wenn man so durch die Straßen ging, hörte man Englisch und Französisch, oder man sah Inder, das weiß ich auch noch. Das erste Mal, dass man so anders gehäutete, nicht gerade Neger – also, an Neger kann ich mich nicht erinnern –, aber dunkle Menschen sah. Ich habe nur mal einen als Besucher im Zoo gesehen, aber Inder, das war schon was Besonderes.

Und natürlich wurden die Berichte von den Spielen vom Rundfunk geliefert. Gute Leute hatten wir, sehr gute Leute, die sich nachher einen Namen machten und auch mit dem Fernsehen dann anfingen. Rolf Wernicke war ja mein direkter Chef im Sport und gehörte mit zum Zeitfunk. Wobei alle Sender in der Reichsrundfunkgesellschaft vereinigt waren. Und jeder Sender war für seinen Standort zuständig. Aber die mussten sich danach richten, in welche Richtung sie berichteten.

Freies Wort gab es nicht mehr. Es wurde alles beaufsichtigt und abgehört. Es gab eine Stelle, die sich nur mit dem Abhören der Rundfunkprogramme beschäftigte. Ob sie vorher schon Einsicht nahmen, weiß ich nicht. Aber wie ich später erfahren habe, hat sich der Goebbels ja sogar jedes Drehbuch vorlegen lassen, das konnte noch so kurz sein und scheinbar unbedeutend. Er hat sich überall eingemischt, Widerspruch eingelegt und Schauspieler gestrichen oder andere gewünscht, also immer Einfluss gehabt auf die Besetzung. Beim Rundfunk gab es da klare Direktiven, wer was darf und was nicht. Da wusste man, wie man sich zu verhalten hatte. Da saßen in den einzelnen Abteilungen schon Parteitreue. Das waren alles keine alten Kämpfer, aber Leute, die zur Partei gehörten, die sich Verdienste geschaffen hatten. Das waren manchmal ganz unbedarfte, künstlerisch unbedarfte Menschen. Aber sie hatten einen guten Parteijob, nebenbei waren sie noch SS-Staffelführer. Keiner hätte es gewagt, Widerstand zu leisten oder aufmüpfig zu sein. Da brauchten gar keine Einzelbeobachter mehr auftauchen. Die Leute, die im Rundfunk das Sagen hatten, waren

ja alle geimpft. Und ab diesem Zeitpunkt hat sich wahrscheinlich auch immer mehr das Anti-Judentum eingeschlichen. Aber das hat man auch nicht überall mitbekommen, aber natürlich in der Rundfunkabteilung für Literatur. Aber in der Abteilung Kinderfunk oder Frauenfunk schon nicht mehr. Da gab es Kochrezepte und Kinderlieder.

Man lernte mit der Zeit immer mehr Leute kennen, und da wusste man, das ist ein Scharfer oder das ist einer, der, wenn er bloß nicht in der Partei wäre, sonst ein netter Kerl wäre.

Wie auch immer. In den ersten Jahren, auf jeden Fall bis zu den Olympischen Spielen, da war Deutschland wunderbar. Da gab's ja auch keine Judenverfolgung, da war ja alles noch in Ordnung. Ich selber habe auch nie eine Bücherverbrennung miterlebt. Ich habe es aber gelesen, so was stand in den Zeitungen und war aber weit weg für mich. Da wäre ich bestimmt nicht hingegangen.

In höheren Kreisen wird man sich schon mehr Gedanken über die Weltpolitik gemacht haben. Aber wir doch nicht, das war doch so verträumt alles.

Die ersten Einschnitte waren zu spüren, als die ersten jüdischen Geschäfte verschwanden. Aber das waren bei uns auch nur sehr wenige, und die anderen blieben ja auch alle. Und dass einer mal sein Geschäft aufgab, Gott, das war sowieso an der Tagesordnung in der Zeit. Es blieben ja viele Geschäfte, auch nichtjüdische, geschlossen.

Doch dann wurden nach und nach auch in unserer Gegend jüdische Geschäfte boykottiert. Sogar in unserem sehr friedlichen und eigentlich völlig unpolitischen Südende. Das war ja ein stillerer Vorort, zur Hälfte waren es sowieso Villenbesitzer. Trotzdem hatte man noch lange mit den Juden zu tun. Mein Vater hatte immer noch jüdische Kundschaft.

Ich selbst hatte vier Jahre bei einem Juden gearbeitet und erst im letzten Jahr gemerkt, hier passiert etwas. Der bleibt nicht hier. Dann hat man auch mal in der Zeitung gelesen, dass Juden ausge-

wandert waren. Hab ich auch manchmal gedacht, dazu könnte der auch gehören. Aber das verschwand dann auch immer wieder aus dem Bewusstsein. Man hat das ja nicht gleich in Verbindung gebracht mit irgendwelchen schrecklichen Sachen, man konnte auch nicht mit jedem darüber sprechen.

Ich erinnere mich noch, wie es langsam auf den Krieg zuging, aber davor war ich im März 1938 mit dem Reporter Rolf Wernicke auf dem Weg nach Graz. Mit dem konnte ich schon mal offen reden. Wir wollten uns mit Freunden ein paar fröhliche Tage machen. Er hatte ein Radio im Auto, und plötzlich blieb er stehen und sagte: »Nun ist es so weit!« Wir fuhren zurück nach Berlin und mussten von dort eine Sendung machen. Das war der Anschluss Österreichs. Wernicke war alles andere als ein Nazi, das interessierte ihn nicht. Den interessierten Mädchen und seine Fußballreportagen.

Über den Anschluss wurde groß berichtet. Angeblich war das ganze deutsche Volk auf den Beinen, das haben die im Rundfunk ganz gut hinbekommen. Das wurde schon alles immer so gebogen, wie es sein sollte und dank Tausender williger Helfer und Jubler, die ja alle gar nicht begriffen, worum es ging. Die alle so blöd waren wie ich.

Gut, als die Konzentrationslager gegründet wurden, also als man das erste Mal »KZ« hörte, da hieß es: Da kommen nur Leute rein, die was gegen die Regierung gesagt oder Schlägereien verursacht haben. Na ja, dachten wir, sicher wollte man sie ja auch nicht gleich in ein Gefängnis tun. Die kamen in ein KZ zur Umerziehung. Keiner hat sich Gedanken darüber gemacht. Also, unser damaliger erster Ansager im Rundfunk – Jule Jaenisch, ein wunderbarer Mann, ohne den existierte der ganze Rundfunk nicht. Der morgens, mittags, abends die ganzen Nachrichten gesprochen hat. Jule Jaenisch war im KZ.[9] »Ja, aber warum denn?« »Ja, der soll ja schwul sein.« »Ach, um Gottes willen, der – schwul?« Schwul war ja überhaupt … schwul war ja schrecklich damals. Was sind denn das für

Menschen? Und der Jule Jaenisch, so ein netter, freundlicher Mann. »Ja, ja freundlich sind die, aber sind schwul.« Wir waren schon ein verklemmter Haufen.

Dann plötzlich war unsere Rosa Lehmann Oppenheimer weg, ihr Geschäft geschlossen. Die mussten weg, da kommen ja jetzt so viele Deutsche aus dem Osten. Uns erzählte man damals ja immer wieder und immer wieder, die Sudetendeutschen kommen ja nun alle heim ins Reich, und die Dörfer sind leer und müssen wieder bevölkert werden. Und da kommen die Juden rein. Da sind sie endlich alle beisammen. Ja, das hat man geglaubt. Das hat man gefressen. Das war ja auch einleuchtend. Es kamen so viele Fremde hierher auf einmal. Die sangen anders, die sprachen anders, die suchten hier Wohnungen, und die lebten hier, und die Juden gingen eben dahin. Ob die wollten oder nicht. Was wirklich geschah ... Man glaubt es uns immer nicht ... die denken alle, wir hätten alle alles gewusst. Nichts haben wir gewusst. Das ist alles schön verschwiegen worden, und das hat funktioniert.

Und dann war da ein kleines jüdisches Kaufhaus, und da war ja immer noch mein Dr. Goldberg da und die Kunden vom Papa im Nebenhaus, der Herr Levi. Die gingen ja immer noch aus und ein. Aber so langsam ... der eine oder der andere war nicht mehr da. Aber wie, was und warum? Wussten wir nicht. Bis dann diese furchtbare Geschichte im November 1938 geschah, die Reichspogromnacht.

Also, da waren wir wirklich alle wie gelähmt, dass sich so etwas ereignen konnte. Dass sie jüdische Menschen, überhaupt Menschen, zusammengeschlagen haben und die Fenster von jüdischen Geschäften zertrümmert und sich Sachen rausgeholt haben. In allen Stadtteilen. Na ja, da begann es eigentlich. Da wurde man wachgerüttelt. Und dann erzählte auch irgendjemand, Freunde oder Verwandte, dass irgendwo Nachbarn von Leuten in Uniform abgeholt worden waren. Die haben sie abgeholt und auf Wagen weggefahren. Ja, und wohin? Mehr wusste man nicht. Das war

natürlich schon für alle, die sich auch nie besonders um Politik gekümmert hatten, und dazu gehörten wir, entsetzlich.

Ich selbst habe natürlich gar nichts mitbekommen von alldem. Außer der Lektüre und den Verlautbarungen im Rundfunk. Aber eine Freundin von mir, das heißt ihre Schwester, kam weinend bei irgendeinem Fest zu uns und erzählte, dass ihr jüdischer Chef überfallen worden und grün und blau geschlagen worden sei. Nur mit Mühe konnte er noch seine Wohnung erreichen, und er hätte Deutschland sofort verlassen. Ludwig Lesser[10] hieß er. Und der hat es auch noch geschafft. Einige von denen, die gesagt haben, das ist mir jetzt scheißegal und wenn das zehnmal ein Schrank ist, der wertvoll ist, oder ein Flügel oder was weiß ich – die haben alles stehen gelassen und waren weg. Also, die Schlauen, die haben es geschafft. Und die Armen, das waren die Vertrauensseligen, die gar nichts dafür konnten, die sind angeblich unterrichtet worden, sie müssten alles stehen und liegen lassen, sie kämen in völlig eingerichtete Wohnungen in der Tschechoslowakei. Und das glaubte jeder, denn von dort kamen ja die Flüchtlinge: Heim ins Reich, war die Devise. Und ich habe gedacht: Ja, um Gottes willen, hier hat der Vater vielleicht am Schreibtisch gesessen, jetzt soll er da im Kuhstall ausmisten. Aber es war halt so. Es war eine Maßnahme, die kapierte man. Das haben wir alle geglaubt. Haben es verdrängt. Es beruhigte sich ja auch alles erst einmal wieder, und man tat einfach weiter.

Es war nicht leicht, sich in dieser Zeit als Frau im Beruf zu behaupten, aber hatte man es einmal geschafft, wurde es auch anerkannt. Aber eigentlich hatte man doch zu heiraten und Kinder zu kriegen, das war schon das Erstrebenswerte. Im Rundfunk waren wir schon eher ein bisschen die Intellektuellen. Nicht die tüchtigen deutschen Frauen mit so einem großen Haarkranz, Latscherschuhen und weiten Röcken, das lehnten wir natürlich alles ab. Wir hatten da schon zu viel von Amerika mitbekommen, den Jazz, und

fühlten uns da schon ein bisschen als was Besonderes, als diejenigen, die die moderne Zeit besser verstanden.

Es gab auch so NS-Frauengruppen. So was interessierte uns nicht. Die Leute, mit denen ich zusammen war, kannten natürlich jüdische Schriftsteller und hörten auch mal irgendwas im Londoner Rundfunk. Aber das waren Dinge, über die man nur sprechen konnte, wenn man sich des Partners sehr, sehr sicher war. Man musste wahnsinnig aufpassen in der Zeit. Man musste aufpassen, dass man nicht reingelegt wurde.

Und dann ging es los. Ich erinnere mich an den Sommer 1939 und genau an den Tag, an dem der Krieg ausbrach. Ich sehe mich noch im Funkhaus stehen, im Büro an der Tür, und hörte über Lautsprecher, dass in der Früh deutsche Truppen auf einen Überfall Polens reagiert hätten. An diesen Moment erinnere ich mich noch, als wäre es gestern erst gewesen. Und ich weiß auch noch, dass alle betroffen waren. Alle. Es waren ja alles jüngere Leute im Rundfunk. Da brach kein Jubel aus, da war kein JA! Oder kein: Recht so! Alle waren zutiefst betroffen. Daran erinnere ich mich ganz genau.

Und dann kamen schnell die ersten Meldungen von gefallenen Reportern, auch ein Freund von mir, der Otti Kreppke, oder ein hübscher junger Volontär, der ist ganz schnell, in den ersten Tagen des Krieges im Osten gefallen. Ein Reporter nach dem anderen wurde weggezogen. Nach Polen, dann nach Russland oder Afrika. Nur einige überlebten das. Und später, als Deutschland sich in Paris, also in Frankreich, zu Hause fühlte, da gingen einige der älteren Reporter nach Paris anstatt an die Front. Die hatten dann schon ein schönes Leben. Brachten dann immer was Schönes mit. Eine Flasche Cognac oder schicke Handschuhe. Einer brachte mir mal einen verrückten Hut mit. Aber die Abteilung wurde immer dünner.

Dann hatten wir plötzlich einen anderen Intendanten, das war der bisherige Kölner Intendant, Heinrich Glasmeier,[11] ein

netter Kölner. Aber der brachte alle seine Leute aus Köln mit und besetzte alle Pöstchen, die begehrenswert waren, mit seinen Leuten.

Nun war also Krieg. Und sofern man nicht jemanden hatte, der eingezogen worden war, hat man es verdrängt. Das Leben ging ja zuerst auch ganz normal weiter. Es gab dann die Lebensmittelkarten und Kleiderbezugsscheine. Ich weiß noch, wenn meine Mutter sagte: »Ach, mein lieber Gott: Was gebe ich der Hilde bloß aufs Brot?« War alles sehr schwierig. Das waren so unsere Sorgen. Wir haben nicht mal um das Leben meines Bruders gebangt. Er war im Krieg, aber es ging ihm gut. Erst als die ersten Bomben auf deutschen Boden fielen, da spürte man es in Deutschland, auf deutschem Boden. Da kam so plötzlich dieses Bewusstsein, wir könnten doch mehr davon mitkriegen. Wir waren doch sehr gleichgültig. Ja, dann setzten so langsam die Todesanzeigen ein in den Zeitungen. Immer mehr, nachher waren ganze Seiten mit Gefallenen gefüllt. Da wurde man immer nachdenklicher.

Aber man hatte keine Zweifel, dass wir mit allem fertigwerden würden. Auch die anderen Länder, die uns den Krieg erklärten, nahmen wir nicht so ernst. Der restliche Westen interessierte uns nicht. Dass uns damals die Freiheit aus der Hand genommen wurde, das haben wir damals natürlich gar nicht begriffen. Wir konnten ja auch nur so denken, wie es uns vorgeschrieben war, wie es uns vorgedruckt war, wie die Zeitungen schrieben, wie der Rundfunk es erklärte. Es gab ja nur einen Rundfunk. Es gab noch den Deutschlandfunk. Den hörte aber kein Mensch. Entweder war da nur Kultur oder nur Wissenschaft. Hörte niemand. Man hörte den einen Rundfunk in ganz Deutschland. Jedenfalls die Massen, die Volksmassen, und dazu gehörten wir ja alle. Und man hörte mal später im Krieg, dass ein englischer Sender in deutscher Sprache sendete und natürlich gegen Hitler war. Entweder hat man darüber

gelacht oder hat es überhaupt für sich behalten und nur mit Leuten darüber gesprochen, die einen nicht verraten würden.

Die Arbeit im Rundfunk war zu der Zeit für mich nicht mehr so schön. Durch den Intendantenwechsel waren nun alles Kölner in Berlin. Unsere ganzen Berliner Reporter waren ja im Krieg. Nur der alte Axel Niels, der war 70, der brauchte nicht mehr an die Front. Also, alle waren mehr oder weniger eingezogen. Und wir konnten den Betrieb kaum noch aufrechterhalten. Für uns war es so lange erträglich, bis die Bombenangriffe in Berlin einsetzten. Solange die Bomben noch in Freiburg fielen oder in Lübeck, ging das durch die Presse und war halt sehr traurig, aber als die nun anfingen, auf Berlin loszuschießen, da wurde die Sache sehr ernst für uns. Das war mit ständiger Angst verbunden. Und je länger der Krieg dauerte, umso mehr konzentrierte er sich auf Berlin. Auf die Zentrale dieser ganzen üblen Gesellschaft.

Wir lebten damit, man kann ja nicht dauernd Angst haben und weinen und wegrennen. Man lebt damit, und es wird Alltag. Wir wurden auch immer wieder in Berlin belohnt durch Leckerbissen, durch vermehrte Zuteilung von Kaffee oder anderen bevorzugten Dingen. Es wurde schon dafür gesorgt, dass besonders in der Hauptstadt die Leute ruhig blieben. Sie blieben auch ruhig. Wer sollte denn da aufbegehren. Die Leute, die noch ein bisschen über Kraft verfügten, die waren ja meist im Krieg. Zurück blieben harmlose Frauen, Kinder, Kranke, Kriegsverletzte – ein schäbiger Haufen.

Je länger der Krieg dauerte, umso lahmer wurde auch das Leben. Es erstarb geradezu, und die Tage endeten abends um sechs Uhr. Der Verkehr wurde immer mehr eingeschränkt. Man musste sich an so viele Vorschriften halten. Man machte das auch alles mit. Es war alles nicht so tragisch.

Aber in den ersten Kriegsjahren gab es dann schon große Einschränkungen, was man essen konnte. Rationierte Butter, soundso

viel Fleisch. Die Grundnahrungsmittel – bis zu Grieß oder Milch bekam man alles vorgeschrieben. Ich war noch gut dran, da ich durch meine überstandene Lungenerkrankung Zusatznahrung erhielt. Ich bekam Fleischmarken, die riss man mir ja gleich aus der Hand. Die brauchte ich ja sowieso nicht. Ich bekam Butter-Zusatzmarken und Vollmilch vor allen Dingen. Meine Mutter war froh über diesen Reichtum. Wanderte alles immer in den Familienschoß.

»Es war einfach ein bisschen Elite.
Deshalb war es schon ganz nett, da zu arbeiten.
Alles angenehm, gefiel mir gut.
Nett angezogene Menschen, freundliche
Menschen. Ja, ich war halt auch sehr äußerlich
in der Zeit noch, sehr dumm.«

BRUNHILDE POMSEL

»ES WAR EIN BISSCHEN ELITE«

Aufstieg ins Propagandaministerium

Nur eine ansteckende Krankheit hätte verhindern können, ins Propagandaministerium zu wechseln, sagt Brunhilde Pomsel im Sommer 2013. Der Übergang in Goebbels' Ministerium war 1942 eine Anordnung, der sich Pomsel trotz anfänglicher Zweifel nach eigenen Aussagen nicht hätte entziehen können, zumindest nicht, ohne Repressionen fürchten zu müssen. 1942 ist der Regierungsrat und persönliche Referent Kurt Frowein ihr erster Vorgesetzter im Propagandaministerium.

Unsere Personalabteilung wurde immer auch vom Propagandaministerium benutzt. Und dann wurde dort eines Tages eine Stenotypistin gesucht. Für das Stenografieren war ich im Haus bekannt. Und da hieß es plötzlich und unerwartet, ich solle mich mal vorstellen in der Wilhelmstraße bei einem Ministerialrat Feige. Da bin ich hingefahren. Der hat sich mit mir unterhalten, gefragt, was ich alles kann. Und dann hat er gesagt: »Gut, ab Montag steht Ihr Schreibtisch hier am Wilhelmplatz.« Da habe ich gesagt: »Das geht nicht, ich habe so viel angefangene Dinge auf meinem Schreibtisch, ich muss da sehr viel Ordnung schaffen.«

Das interessierte ihn nicht. Am Montag um neun Uhr sollte ich gefälligst den Dienst antreten. Ich bin dann gleich nach Hause und habe mich vorbereitet, so gut es ging. Da ja aus dem Rund-

funk sowieso alle meine Freunde und Bekannten schon im Krieg oder gefallen waren, bin ich dann aber auch gerne gegangen.

Das ging längst nicht allen so. Ich kann mich noch an eine Kollegin erinnern, mit der ich auch beim Zeitfunk zusammengearbeitet hatte, die wurde auch ins Propagandaministerium versetzt. Die war sehr verzweifelt, denn ihre Eltern waren alte Sozialdemokraten. Und so war sie auch erzogen worden, und so war ihre Einstellung. Und jetzt sollte die zum Propagandaministerium. Die war ganz verzweifelt. Aber dann habe ich mal mit ihr telefoniert, da sagt sie: »Du, ich habe hier einen wunderbaren Job bekommen. Ich habe mit dem Propagandaministerium überhaupt gar nichts weiter zu tun. Ich muss lediglich in den Häusern, wo der Goebbels zu Hause ist, also entweder seine Privatwohnung in Berlin oder seine Villa, da muss ich seine Schallplattensammlungen, die in einem Wirrwarr sind, in Ordnung bringen und neue Sachen einsortieren und alte Sachen rausschmeißen. Das ist eine sehr interessante Beschäftigung. Da sitze ich im Arbeitszimmer von dem Herrn Minister, keiner stört mich, und ich beschäftige mich mit Musik.« Da hat sie sich dann tagelang aufhalten können und wurde dann auch zu den Mahlzeiten von Frau Goebbels eingeladen, aber nur, wenn der Herr Minister nicht im Hause war. Der Herr Minister wünschte keine fremden Leute im Haus. Aber Frau Goebbels wäre sehr nett, sagte meine Kollegin. Dann hat sie mit denen am Tisch gesessen. Das war immer furchtbar nett.

Und dann wurde sie zu irgendeinem Schloss beordert. Dann hat das irgendwie der Hitler erfahren, dass der Goebbels da irgendjemanden hatte, der die Schallplatten in Ordnung bringt. Dann wollte er das auch haben. Dann wurde ihr Kreis erweitert auf genau die gleichen Tätigkeiten bei Herrn Hitler, wenn er nicht da war. Sie hat ihn nicht ein einziges Mal gesehen. Die fuhr zum Berghof und hat das auch dort gemacht und dadurch eine Menge Leute kennengelernt.

Jedenfalls habe ich mir am Abend noch irgendwo ein Parteiabzeichen organisiert für den ersten Tag. Ich dachte, muss man sicher so herumtragen. Musste man aber gar nicht. Im Gegenteil, die waren alle sehr schick angezogen. Am nächsten Tag war ich auch schick angezogen. Ich dachte immer, alle Leute laufen da nur mit Kletterweste und blauem Rock herum. So wie die BDM-Mädchen oder die NS-Frauenschaft, zu denen gehörte ich ja auch nicht. Aber nein. Das waren ganz normale Menschen.

Ich war gedacht als Sekretärin für den späteren Staatssekretär Dr. Naumann,[12] den Stellvertreter vom Goebbels. Er gehörte der SS an. Und er war ein Verehrer der schönen, großen, blonden Frauen. Der hat mich schon rein äußerlich abgelehnt. Mir ist später erzählt worden, dass er gesagt haben soll: »Ich setze mir doch keine Jüdin ins Vorzimmer!« Ich trug damals eine schwarze Brille, ganz schwarz. Die Haare waren schön dunkelbraun. Ich konnte ein bisschen jüdisch aussehen, wenn man es so sehen wollte.

Und da wurde ich dann diesem Herrn Kurt Frowein[13] zugeteilt. Das war ein ganz forscher junger Offizier, der von der Front zurückgeholt worden war, weil er eine leichte Verletzung hatte, die auskuriert werden musste. Ich weiß, dass er seine Verletzung ein bisschen übertrieben hatte und so der Ostfront entkommen konnte. Er wollte unbedingt in Berlin bleiben und wurde von Naumann als persönlicher Referent Goebbels' platziert. Und der war eifrig in seiner Arbeit, ein Schneller, aber ein sehr verschlossener Mensch. Und im Laufe der Zeit habe ich gemerkt, warum er verschlossen war. Weil er den ganzen Laden abscheulich fand und nur dablieb, weil er Frau und Kind hatte und lieber in Berlin war als an der Front.

Mit Kurt Frowein konnte ich sehr gut. Er war verheiratet, jung verheiratet, und seine Frau erwartete gerade ein Baby. Und der Goebbels pflegte seine Leute, die ihn umgaben, das waren seine persönlichen Referenten und die Pressereferenten. Und dieser Herr Frowein war praktisch die Unterhose vom Herrn Goebbels.

Wo Herr Goebbels war, war er. Und wenn er aufs Klo ging, war der immer in der Nähe. Wo immer Goebbels hinfuhr, war Frowein dabei, wo immer Goebbels essen ging, war er dabei. Wenn er zu Hause war, auf einem seiner Güter oder in einem seiner Häuser, die ihnen ja alle gehörten, war er dabei und schlief auch dort. Der hatte immer drei Tage und drei Nächte ununterbrochen Dienst. Da war er der Schatten vom Herrn Goebbels. Dann kam der nächste Referent dran, dann konnte er sich erholen.

Ich hatte ja gar keine Vorstellung, wie das alles ablief. Ich habe später erfahren, dass er nicht alleiniger Referent war. Da sind ja auch viele andere äußerst wichtige Leute gewesen. Das Propagandaministerium hatte ja viele Abteilungen. Irgendwo gab es immer Leiter und immer wieder vertretende Leiter. Es wimmelte nur so von Leuten, die mit Aufgaben betraut waren. Und wenn sie nur dastanden und zuhörten. Jedenfalls gab es immer am Vormittag, wenn Goebbels in Berlin war, eine Lagebesprechung. Da war der Frowein natürlich auch dabei. Dann wurde innerhalb von zwei Stunden alles durchgekaut. Und aus diesen Besprechungen ergaben sich Aufgaben für den Herrn Frowein, die er nun durchzuführen hatte. Und was er schriftlich zu erledigen hatte, das machte ich.

Ich kann mich leider an viele Einzelheiten nicht mehr erinnern, aber viele Dinge wurden strengstens geheim gehalten. Nicht einmal abschreiben durfte ich was. Vor allem nichts über die Prozesse gegen Gegner des Nazireichs. Das waren später auch die Weiße Rose und auch die Attentäter vom 20. Juli. Da gab es ja mehrere solche Sachen. Aber es gab ja auch noch das übliche Leben, das weiterging, und wie es zu organisieren war im Krieg, das wurde da alles beredet. Davon hatten wir zu schreiben, und so gab es schon viel Arbeit.

Aber Indizien oder Fälle von Widerstand kamen überhaupt nicht an die Öffentlichkeit. Auch nicht über die Weiße Rose, nur das Notwendigste. Ich weiß heute nicht mehr, wie diese Geschichten in München damals dargestellt wurden. Unter uns war jeden-

falls unendliches Mitempfinden, weil es ja so junge Leute waren. Studenten waren das ja noch. Das war so hart, dass man sie auch gleich hinrichtete. Das wollte sicher niemand. Das war jedoch dumm von ihnen, dass sie solche Dinge taten. Wenn sie den Mund gehalten hätten, dann lebten sie heute noch – das war die Meinung der Allgemeinheit.

Es war fürchterlich. Man hatte auch einige gute Freunde, mit denen man über so was sprechen konnte. Aber nur ganz wenige. Man musste sehr vorsichtig sein, wenn man diese Themen berührte. Aber letzten Endes endete es mit: Was soll man tun? Man kann nichts tun. Man hatte ja auch gar nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Bevor man dachte, was soll jetzt daraus werden, da waren die schon tot. Wegen einem Scheißpapier, wegen eines Flugblattes. Das war so grauenvoll, dieses Urteil damals. Sicher, heute kann ich das bewundern – junge Menschen, die einfach noch glauben, dass das Bessere den Sieg davontragen wird. Dazu muss jeder was dazutun. Und sie taten damals halt, was sie konnten.

Ich habe allerhöchsten Respekt vor diesen Menschen. Und ich weiß, dass ich alles getan hätte, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. Weil diese Art Mut, ich hätte ihn nie besessen. Angenommen, ich hätte in so einen Kreis gehört ... nein, ich hätte nicht dazugehört, ich habe zu so etwas keinen Mut gehabt. Bei allem Idealismus, der auch in mir war – aber so weit ging er nicht, dass ich so was auf mich genommen hätte. Insofern war es mir ein bisschen unverständlich, was die da gemacht hatten.

Wir waren einige Male sehr betroffen in der Zeit, wenn mal so was passierte. Es gab ja einige Fälle, die die Welt auch nie erfahren hat. Es reichten schon einfache Witze über den Führer: Solche Leute wurden verhaftet und hingerichtet, das weiß ich noch. Da war ich im Ministerium, das hat uns damals alle umgehauen. Wenn man so jemanden dann noch persönlich gekannt hatte, dann war es natürlich besonders einschneidend.

Aber bei der Weißen Rose, das war anders. Wenn ich jemals religiös gewesen wäre, was ich nie war, auch wenn wir natürlich getauft und konfirmiert wurden, dann hätte ich in solchen Momenten alles hingeschmissen, allen Glauben verloren angesichts dessen, was da alles geschah, im Namen dieses Herrn. Ich selbst konnte auch keinen Widerstand leisten. Ich bin ja feige, ich könnte keinen Widerstand leisten. Ich würde mich das nicht trauen. Ich würde sagen: »Nein, ich kann es nicht.« Ich gehöre zu den Feigen. Aber ich versuche es auch heute noch immer klarzumachen, wenn Leute sagen: »Ich hätte damals gewusst, wie ich mich dem Naziregime entzogen hätte.« Nein! Man konnte nicht. Wer es tat, riskierte sein Leben. Die Tatsachen haben es bewiesen. Man konnte nicht Nein sagen, und wenn man es tat, musste man sein Leben dafür einsetzen, und dafür gab es dann ja genug Beispiele.

Langsam, aber sicher setzte ein großer Wandel ein. Je länger der Krieg dauerte, desto weniger Journalisten kamen noch von der Front zurück. Das hat man schon alles mitgekriegt. Dennoch war es einem nicht alltäglich bewusst, man hat so weitergelebt. Das Ausmaß hat man eigentlich erst später überschauen können. Die Bedeutung, diese ungeheure Bedeutung in diesem Wandel, wie nachher die Judenverfolgung, das ist einem nicht so bewusst geworden.

Überhaupt, wenn man zu bestimmten Kreisen keinen Zugang hatte, nahm man auch die Judenverfolgung kaum wahr. Mit Ausnahme von ein paar netten Nachbarn oder Geschäftsleuten, für die mein Vater arbeitete, kannte ich ja auch keine Juden.

Nur Eva Löwenthal, mit der war ich sehr befreundet, und die Familie war sehr arm, denen ging es ganz furchtbar schlecht schon in den ganzen letzten Jahren vor der Judenverfolgung. Eva hielt sich nur gerade so über Wasser.

Ich bin einmal bei ihnen gewesen, weil die Eva krank war, da lag sie im Bett, und da hab ich sie besucht. Und da weiß ich nur

noch, dass in dieser Wohnung so gut wie nichts stand. Keine Möbel, keine Schränke, irgendwo nur ein Tisch mit Stühlen, ganz merkwürdig. Und Eva hatte ja auch keine feste Anstellung, sie ernährte sich ein bisschen von Feuilletons, die sie schreiben konnte und die ihr abgenommen wurden, aber nur sehr selten, von einigen Journalisten, eher von liberalen Zeitungen. Die haben ihr ab und zu was abgenommen, da sie wirklich eine sehr begabte Feuilletonistin zu bestimmten Themen war. Aber das geschah alle acht Wochen vielleicht einmal. Davon konnte die Familie nicht existieren. Abgesehen davon, dass Eva selber eine solche Egoistin war und sich von dem Geld nur Zigaretten gekauft hat und nicht für ihre Eltern etwas zu essen.

Dann habe ich gehört, dass Eva weggezogen war mit ihren Eltern, nach Friedenau, das muss so Mitte 1942 gewesen sein. Da habe ich sie auch noch mal besucht, da wohnten sie alle in nur noch einem Zimmer zusammen. Die ganze Familie – Mutter, Vater, ihre ältere Schwester, die Staubsauger verkaufen ging von Tür zu Tür, und Eva. Alle in einem riesigen Berliner Zimmer. Das waren nur Schlafstätten. Da dachte ich mir: oh Gott, wie furchtbar! Und da hat mir Eva erzählt, dass sie aufgefordert worden war, für die Stadt zu arbeiten, Gartenarbeit oder so was. Und das hat sie abgelehnt, oder sie ist einfach nicht hingegangen, und deswegen kriegen sie keine Unterstützung mehr. Man ließ sie einfach verhungern.

Die Familie war schon früher arm dran. Deshalb hatten wir uns alle der Eva ein bisschen angenommen. Eva wurde immer von uns eingeladen, wenn wir mal ein Bierchen trinken waren.

Ich erinnere mich, als ich noch im Rundfunk war. Da hat sie mich im Rundfunk besucht. Sie war nicht sehr groß, sie hatte rötliches Haar, sehr zierlich, sehr zart, aber sie hatte schon diesen Judenzinken. Aber sie war sehr hübsch, hat wunderschöne Augen gehabt. Und sie kam mich gelegentlich besuchen, als ich schon im Zeitfunk, in der aktuellen Abteilung, arbeitete. Geld hatte sie kei-

nes, die hat lange Spaziergänge durch Berlin gemacht, da ist sie auch mal zur Masurenallee gelaufen und hat gesagt, jetzt besuche ich die Pomseline. Und dann stand sie da. Und meine Reporter, die fanden sie alle sehr nett. Weil sie unglaublich witzig und schlagfertig war. Die hatten großen Spaß an ihr. Und da sagte schon mal jemand: »Du, das ist aber schon eine kleene Jüdin.« »Ja«, sagte ich, »ich glaube, ja, so ein bisschen was ist drin.« Aber sie war eine richtige Jüdin. Ich kannte den Vater und die Mutter. Jüdischer geht es gar nicht.

Ich habe sie auch noch öfter besucht, als ich 1942 schon ins »Promi« abgeordnet worden war. Das war so ärmlich bei denen, ich hab mich noch geniert, ich habe nämlich Zigaretten mitgenommen. Ich hätte lieber Brot mitnehmen sollen damals. Ein anderes Mal traf ich sie im Autobus, da wollte sie mich noch mal im Rundfunk besuchen kommen. Es war nicht mehr möglich. Ich habe ihr dann gesagt, dass ich nun in der Wilhelmstraße beim Goebbels arbeitete und dass es wohl besser wäre, dass sie da nicht hinkommt. Und sie sagte dann auch gleich: »Um Gottes willen, da komme ich nicht hin!« Da war die noch frei, das muss auch noch 1942 gewesen sein.[14]

Eva kam noch öfter zu uns nach Hause. Und Mama gab ihr auch gern mal ein Brot, weil sie auch wusste, das war ja ein armes Mädchen. Aber das waren ja eigentlich rein menschliche Motive. Daraus erfolgten ja auch keine Gedanken, dass sich da jetzt irgendwas entwickelt in der Politik, die sie gefährdet. Wir lebten eigentlich weiter ganz fröhlich und sorglos dahin. Es lief ja alles am Anfang gut. Jeder verdiente ganz gut. Wir waren keine Krösusse, aber man konnte sich Kleinigkeiten leisten und war so mit sich selbst beschäftigt. Man hat ja auch nicht immer gleich an die armen Menschen gedacht. Tut man ja jetzt auch nicht, dass man dauernd an die armen Syrer denkt, die kein Heim haben und die im Meer ersaufen. Wer denkt da dauernd dran? Aber wenn man vor dem Fernseher sitzt, dann denkt man doch: Das kann doch nicht möglich sein,

was da jetzt wieder passiert. Aber es ist möglich. Und wird in hundert Jahren, nicht nur in hundert Jahren, sondern solange dieser Erdball besteht, möglich sein. Das gehört mit zum Menschen.

Bevor ich Eva aus den Augen verloren hatte, dauerte es ja auch noch ziemlich lange, und über ihre Lage konnte man mit ihr sowieso nicht sprechen. Worum auch? Wir haben doch mit ihr solche Probleme nicht besprochen. Und dass Juden wegkamen, war zu der Zeit ja in unserer Umgebung noch nicht der Fall. Das hat dann ja ziemlich schnell eingesetzt.

Ich habe keinen einzigen Judentransport gesehen. Angeblich sind durch Berlins Straßen die Lastwagen mit den aufgeladenen Juden gefahren, das will ich gar nicht bestreiten, aber ich habe sie nie gesehen, und durch Steglitz sind sie ohnehin nicht gefahren. Das ist ein kleiner Vorort gewesen. Da fuhren solche Wagen nicht. Da fuhren vor 1933 auch keine Rotfront-Autos durch. Das war in der Gegend Berlins einfach nicht üblich. Da war nichts politisch. Und so lebte man auch. So am Rande. Am Rande all dessen, was geschah.

Dann war Eva plötzlich weg.[15] Und wir konnten es nicht ändern. Die gehörte wohl zu den Leuten, die weggeholt worden waren. Aber die waren doch geholt worden, um die leeren Bauernhäuser im Osten zu füllen. Und im Krieg ist es schlimmer, dachten wir. Und wenn sie im KZ war, war sie ja sicher. Wusste ja keiner, wie es da zuging.

Man wollte auch gar nicht so viel wissen, man wollte sich nicht unnötig noch mehr belasten. Es reichte schon, man hatte selber mit viel Schwerem zu kämpfen, seit es mit der Versorgung immer schlechter wurde. Obwohl wir in Berlin da eigentlich noch keine großen Sorgen hatten. Es war immer eine Versorgung da, nicht mit allem, aber es ging. Kaffee gab es auf Zuteilung, man konnte nicht alles haben, was man wollte, wie früher in den Geschäften. Man musste auf vieles verzichten.

Sicher, einiges erfuhren wir auch damals nur aus der Zeitung. Leute, die abgehauen waren, Schriftsteller zum Beispiel, und die hat man ja auch gehen lassen. Alles, was dann ab 1943 massenhaft mit den Juden geschah, habe ich erst erfahren, als ich selber aus der Gefangenschaft kam. Sonst habe ich mit solchen Dingen nie was zu tun gehabt. Auch im Propagandaministerium habe ich nichts davon gehört. Da kam ja auch die Zeit, in der die Weiße Rose aktiv war. In die Akten hatten wir überhaupt keinen Einblick. So was befand sich in Panzerschränken, da kamen wir gar nicht ran.

Unsere ganze Arbeit im Propagandaministerium war im Prinzip sehr streng reguliert und gleichförmig. Man saß am Schreibtisch und wartete auf eine Arbeit. Es kam aus dem ganzen Haus ein Haufen zusammen, aus allen Abteilungen. Alles wurde für die Volksaufklärung und Propaganda vorbereitet, auf jedem Gebiet musste das Volk ja aufgeklärt werden, und auf jedem Gebiet musste Propaganda gemacht werden. Wirtschaft, Kunst, Theater, Oper, Film – alles, was es gab im Leben, ja selbst für die einfachsten Vergnügungen. Alle Bereiche hatten an der Spitze immer irgendeinen Ministerialrat. Es ist eben dieses Beamtenprinzip gewesen, wie so ein Berg. Der Minister sitzt oben, unten die Boten und in der Mitte wir Sekretärinnen.

Ich habe unsere Arbeit auch überhaupt nicht als wichtig empfunden. Spaß hat sie mir sowieso nicht gemacht. War keine fruchtbringende Arbeit, nach der man am Abend sagen konnte: »Ach, das war heute schön, das habe ich gut gemacht.« So war es nun auch nicht. Man ging hin, man saß da, man tippte irgendwas, man quatschte irgendwas ins Telefon. Sicher haben wir mitbekommen, wenn ein Schauspieler vom Goebbels empfangen wurde, weil ihm mal die Leviten gelesen wurden. Aber die haben das schon sehr geschickt gemacht. Da gab es Dinge, die einfach nicht an die Öffentlichkeit drangen. Vieles haben Goebbels und seine Referenten für sich be-

halten. Darüber kam nichts raus, denn alles, was der Rundfunk sendete, und jede Zeitung war ja längst unter totaler Kontrolle des Propagandaministeriums. Es gab ja auch nur einen Rundfunk. Es gab längst nicht so viel Lesematerial wie heute, und es musste alles genehmigt sein vom Promi. Und was über den Rundfunk ging, da gab's nur eine einzige Leitung, also keinerlei Ausweichmöglichkeiten oder Nischen. Viele Dinge liefen gar nicht erst über unseren Tisch, sondern wurden vor Ort überwacht. Man hatte keine Möglichkeit mehr, sich eine andere Meinung zu bilden. Die einzige Möglichkeit war – und das war bei Todesstrafe verboten –, fremde Sender zu hören. Natürlich gab es viele Leute, die dies trotzdem gemacht haben. Und wer sich erwischen ließ, der konnte damit rechnen, dass es ihn sein Leben kostete. Ich hatte auch keine Verbindungen zu jemandem, der so was hörte. Ich kannte zwar einige Leute, die absolut gegen das Regime waren, aber die waren auch mir gegenüber besonders vorsichtig. Man war überhaupt sehr vorsichtig mir gegenüber, selbst wenn sie mich privat kannten. Nicht mal einen dummen Witz durfte man sich anhören. Im Vergleich zu heute: Gerade neulich habe ich wieder irgendwas gesehen, irgendeinen Kabarettisten, der den Seehofer richtig angegangen ist. Das wäre damals alles völlig unmöglich gewesen. Das hätte keiner gewagt. Ich erinnere mich noch, dass der Kabarettist Werner Finck[16] so hübsche kleine Spitzen gegen die Nazis losgelassen hatte. Wegen solcher Sachen sind Leute hingerichtet worden, mit dem Fallbeil.

Bei uns waren sonst nicht sehr viele Prominente. Und wenn die bei uns erschienen, hatten sie meist etwas auf dem Kerbholz. Ich habe zu der Zeit an einem Platz gesessen, wo das Ministeramt begann, mit der großen Glastüre und dem Teppich und den zwei Sesseln. Dort sehe ich vor meinem inneren Auge immer noch einen sitzen, auch ein Schauspieler, der irgendeine dumme Bemerkung gemacht oder geschrieben hatte. Der wartete auf ein Gespräch mit Goebbels. Wir sind alle so mal an ihm vorbeigegangen und haben ihn uns wenigstens mal angeguckt. Und gedacht, ach du

armes Schwein, du kriegst heute eine furchtbare Abreibung. Ich weiß nicht mehr, wer es war. Es konnte reichen, dass ein Brief abgefangen wurde und in die Hände der hohen Tiere gelangte, und der den Brief verfasst hatte, wurde dafür hingerichtet. Das sind so Dinge, die man so nebenher immer wieder erfahren hat und nicht vergisst.

Wir Vorzimmerdamen wussten immer, wann der Minister ging oder kam. Er stand dann bei uns im Zimmer, meistens mit mehreren Leuten oder Adjutanten, irgendeiner klebte ja immer an ihm, wir erhoben uns und standen brav hinter unseren Schreibtischen. Wir standen unbewegt da, und dann ein »Heil Hitler«, »Heil Hitler, Herr Minister«, und weg war er. Er war sehr oft auf Reisen oder im Führerhauptquartier. Bei bestimmten Reisen kam immer eine der Sekretärinnen mit, falls der Minister eine Schreibkraft brauchen würde. Auch ich war mit ihm zum Beispiel im Schnellzug nach Posen. Ich musste für alle Fälle im Zug bleiben, und er hielt unterdessen eine Rede.

Es kam schon mal vor, dass es plötzlich klingelte, wenn Besucher dort waren, und ein Adjutant rief nur: »Ganz schnell, jemand rein zum Notieren!« Dann griff ich mir Block und Bleistift. Da diskutierte Goebbels dann mit einigen Größen. Er diktierte kurz etwas, und schon war ich auch wieder draußen.

Er hat selten die Sekretärinnen direkt zum Diktat gebeten. Das meiste hat er direkt mit seinen Referenten besprochen, und die haben dann mit den Ministerialräten oder auch mal mit etwas unteren Rängen daran gearbeitet, und dann erst haben wir überwiegend für seine Referenten gearbeitet.

Goebbels war ein gut aussehender Mann. Er war nicht groß, ein bisschen klein, er hätte schon größer sein können, um wirklich was darzustellen. Aber er war ungemein gepflegt, hatte tolle Anzüge, bester Stoff. Immer leicht gebräunt. Die Hände gepflegt, als wäre jeden Tag jemand für eine Maniküre bei ihm gewesen. Also, alles an

ihm war ohne jegliche Kritik, ohne jegliche Beanstandung. Er soll ja sehr charmant gewesen sein, will ich auch gern glauben. Aber bei uns hat er es nicht nötig gehabt, charmant zu sein. Wir gehörten zum Mobiliar, wir gehörten an die Schreibtische, die dort standen. Das war alles. Aber kein Lächeln oder, wenn da mal Blumen waren, keine Frage, ob da vielleicht jemand Geburtstag hat, wie man es sonst so kennt von Chefs, die manchmal versuchen, sich beim Personal so anzubiedern. Nein, das gab es alles gar nicht.

Ich sagte immer: »Der Goebbels betrachtet uns nur als seine Schreibtische.« Ich will nicht sagen, dass er hochnäsig war, aber wir waren für ihn wie geschlechtslos. Er hätte nie versucht – so schön waren wir ja alle nicht –, sich einer von uns zu nähern. Der war ja umgeben von allen Filmschönen und Models und was es so alles gab. Also, der musste nun wirklich nicht auf sein Büro zurückgreifen.

Einmal saß ich direkt neben ihm im Theater. Das Theater unterstand ja dem Göring. Staatstheater, Oper und so weiter, dafür war Göring zuständig, da hatte der Goebbels seine Finger draußen zu lassen. Aber so kleinere Theater, Renaissance Theater, Komödie, solche Sachen, also die unterstanden wiederum Goebbels. Also, an seinem Geburtstag hat er Freunde ins Theater eingeladen. Und von uns Sekretärinnen wurden immer zwei ausgesucht. Eine saß rechts, die andere links neben ihm. Aber wir sind nicht mal mit ihm zusammen da hingefahren worden. Und gesprochen hat er auch nicht mit uns. Der saß nur in der Mitte. Dennoch weiß ich, dass das furchtbar ehrenvoll war, zu so einem seltenen Anlass eingeladen zu werden.

Im Vergleich zu den anderen Damen war ich ja ein Nachkömmling im Promi. Aber eine war schon von Anfang an dabei: Fräulein Krüger, eine etwas ältere, sehr sympathische Frau. Die kannte er bestimmt mit Namen. Und wenn irgendwas gewesen war, wandte er

sich an sie. Die wurde auch von uns sehr respektiert. Als die Erste. Und es war ein außerordentlich angenehmes Arbeiten mit allen im Raum. Und mich bestach natürlich auch das schöne Mobiliar, die schönen Teppiche, die da lagen. In allen Büros echte Teppiche, hatte man doch zu Hause nicht. Für so was war ich sehr zu haben.

Was die hohen Tiere anging, gab es auch im Promi bei aller Strenge jede Menge Gerüchte. Goebbels hatte angeblich ein Verhältnis mit einer tschechischen Filmdiva, der Lída Baarová.[17] Die soll er wirklich geliebt haben, und das glaube ich auch. Das kann ich mir gut vorstellen. Es gab ja sogar Scheidungsgerüchte. Aber Hitler hat es nicht zugelassen. Solche Dinge tauchten als Gerüchte auch damals immer schon auf. Aber man konnte nie sagen, was stimmte und was nicht. Ich könnte mir aber gut vorstellen, dass das schon der Wahrheit entsprach.

Ansonsten wurde ihm vieles nachgesagt. Es wurden ihm Verhältnisse nachgesagt. Es war sicher was dran. Allzu bedeutungsvoll war das ja auch nicht. Wenn ein Mann Gelegenheit hat, solange er verheiratet ist und Kinder hat, dass er mal mit einem anderen Mädchen ... Das war nichts Neues, das hat man ihm auch nicht übel genommen. Im Gegenteil, darüber hat man auch so Witzchen gemacht. Aber wenn über Goebbels Witze erzählt wurden, dann in Verbindung mit dem weiblichen Geschlecht.

Mein Verhältnis zu den anderen Sekretärinnen war zwar sehr nett, aber im Vergleich zum Rundfunk nie freundschaftlich. So war es nicht. Es war mit Abstand. Aber hilfsbereit, das waren sie alle. Und die Zeit hab ich dort gern verbracht.

Sonst hatte man auch nichts anderes mehr. In Berlin schon gar nicht mehr. Alles war geschlossen. Theater, Konzerte, Kino.

Wenn ich sonntags Dienst hatte, kam es schon mal vor, dass der Goebbels von seinen Kindern nachher abgeholt wurde, die sind dann zu Fuß nach Hause gegangen. Die hatten ja eine Stadtwohnung, neben dem Brandenburger Tor. Ganz liebe, gut erzogene

Kinder. Andere Kinder, als man sie jetzt so rumspringen sieht, so wohlerzogen. Die hatten so eine nette Art, einen zu begrüßen. Knickschen zu machen. Richtig gut erzogen. Also, wir haben uns immer sehr gefreut, wenn die kamen. Und wenn man sie was fragte, die waren so fünf bis sieben Jahre, »Ja, da hast du aber ein feines Kleidchen an!« – da freuten sie sich. Oder wenn man sagte: »Willst du mal auf meiner Schreibmaschine tippen?« »Au ja!« Das war für sie herrlich. Wenn man sie an die Schreibmaschine setzte und ihnen einen Bogen Papier einspannte und sagte: »So, und nun schreib mal einen Brief an den Papa. Ja, das kannst du ja wunderbar!« Ich hatte eigentlich nicht das Gefühl, dass die Kinder vom Goebbels besonders hervorgestellt wurden, und Frau Goebbels lebte mit ihren Kindern sehr viel außerhalb Berlins. Und sie versuchte eigentlich auch selbst keine große Rolle zu spielen. Man hatte ja eigentlich bei ihr auch mehr das Gefühl, sie tat das alles in ihrer Eigenschaft als Frau eines der höchsten Männer. Aufdrängen tat sie sich nicht. Aber das war so mein Eindruck, ich fand sie sehr sympathisch.

Aber bei aller Sympathie wurde es nicht unbedingt als ehrenhaft empfunden, im Promi zu arbeiten. Aber, Gott, ich dachte, du hast wenigstens einen Job. Ich meine, wir hatten ja schon im Rundfunk gute Gehälter. Aber jetzt plötzlich stieg es noch mal, nicht einmal für die Angestelltenversicherung wurde etwas abgezogen. Nichts wurde abgezogen. Als ich dann meine erste Gehaltsabrechnung bekam, war ich platt. Ich verdiente 270 Mark. Ein gutes Gehalt. Meine Freundinnen, die hatten alle nicht mehr als 150 Mark oder so was. Beneideten mich alle für das hohe Gehalt. Zuzüglich Ministeriumszulage, steuerfrei, 60 Mark, dann Ministeramtszulage, steuerfrei, auch noch mal 50 Mark. Also, ich hatte ja mehr Gehalt, als ich vorher brutto hatte, auf der Hand. Nur nutzte mir das nichts, man konnte ja nichts kaufen. Aber es war schon ein schönes Gefühl, manchmal konnte man ja doch was kaufen.

Ich hatte eine Schneiderin, die hatte ein bisschen Beziehungen nach Frankreich. Die rief mich dann mal an und sagte: »Frau Pomsel, ich habe einen süßen Stoff, und das gäbe ein süßes Kleid für Sie, ja ich bin heute Abend noch bei Ihnen.« »Und was kostet es?«, fragte ich. Und als sie es sagte, antwortete ich: »Ach, ist viel zu teuer. Ach was, machen Sie es trotzdem.« Das habe ich schon sehr genossen. Aber das hatte ja nix mit dem Promi zu tun. Und ich hab nicht einmal darum gebeten. Das ist mir nachgeschmissen worden. Aber man konnte auch mal schwarz ein Pfund Butter kaufen für 300 Mark, wenn man mal eine Verbindung hatte oder eine Flasche Cognac für 50. Das konnte man. Wir hatten ja in Paris auch eine Stelle vom Rundfunk, zu denen hatte ich nach wie vor gute Beziehungen. Die brachten mir auch immer mal was mit. Entweder als kleines Geschenk oder das und das Parfum. Also, mir ging es schon gut. Es war einfach ein bisschen Elite. Deshalb war es schon ganz nett, da zu arbeiten. Alles angenehm, gefiel mir gut. Nett angezogene Menschen, freundliche Menschen. Ja, ich war halt auch sehr äußerlich in der Zeit noch, sehr dumm.

Aber die Menschen, die Goebbels umgaben, waren längst nicht alles Nazis. Selbst der Herr Frowein, sein persönlicher Referent, für den ich zuerst arbeitete, der ließ so manche Bemerkung fallen. Das war ein großer Vertrauensbeweis. Sein Hauptgrund, im Promi zu arbeiten, war ja, in Berlin bleiben zu können, bei seiner neu gegründeten Familie. Das war also auch eine Art von Egoismus. Der gehörte nicht zu denen, die dauernd mit erhobenem Arm herummarschierten. Und der mochte mich ganz gut leiden, auch als Mitarbeiterin, weil der auch gespürt hat, das ist keine Nazi-Tunte. Aber wir haben nie darüber gesprochen, das spürte man einfach. Wir hatten einen sehr guten Kontakt untereinander. Andere nämlich gar nicht so zu ihm. Sie lehnten ihn eigentlich alle ein bisschen ab, weil er in seiner Arbeit sehr forsch und fordernd war, es musste alles schnell gehen. Zur Hälfte musste man erraten, was er sagte. Und ich ging darauf ein, ich hab es geschafft mit ihm.

Manchmal sprach auch sein Gesichtsausdruck Bände, bei irgendwelchen Dingen, die er veranlassen musste. Der war alles andere als ein Nazi.

Dann ist der Leiter der Abteilung Film aus irgendwelchen Gründen bei Goebbels in ganz große Ungnade gefallen und ist entthront worden, und an seine Stelle wurde Herr Frowein gesetzt. Der ist also von einem kleinen Ministerialsekretär plötzlich Leiter der Abteilung Film geworden und konnte so weg aus diesem ganzen Bürobetrieb am Wilhelmsplatz. Raus nach Babelsberg, wo die UFA ihre Ateliers hatte. Und der sagte zu mir: »Wie ist es, wollen Sie mit?« »Ja«, sagte ich sofort. Sagt er: »Das werde ich beantragen.« Und dann ging er zu seinem Vorgesetzten, das war eben dieser Staatssekretär Dr. Naumann, der Vertreter von Goebbels, und bat darum, dass ich versetzt würde mit ihm. »Ja«, hat der gesagt, »das kommt überhaupt nicht infrage, die Pomsel, die bleibt hier. Die geben wir nicht frei!« Abgelehnt. Und der Frowein übernahm den Posten, und ich blieb dort und musste nun doch zu Herrn Dr. Naumann, der mich vorher abgelehnt hatte. Und plötzlich musste ich für Herrn Naumann arbeiten. Ich war halt tüchtig damals. Ach Gott, ich weiß gar nicht, wieso. Wir waren alle tüchtig. Ich war auch immer da.

Auch der Dr. Naumann war verheiratet und hatte Kinder, aber treu war der auch nicht. Wir hatten mal eine Sekretärin in unserem Ministervorzimmer, die wir alle ablehnten. Die hat der Naumann sonntags immer zu sich nach Hause gebeten. Die erzählte uns, dass er noch ein Haus am Wannsee hatte. Da wäre er mit ihr Bötchen gefahren. Sie ist sicher mit ihm ins Bett gegangen. Sie sah gut aus, eine große, schlanke Frau. Aber wir mochten sie gar nicht. Und die war eh nur eine kurze Zeit da, ein paar Wochen.

In diese Zeit, 1943 war das, fiel auch ein schrecklicher Großangriff auf Berlin.[18] Und unser schönes Südende war der Mittelpunkt und wurde total zerstört. Ich war allein in der Wohnung, als das passierte. Ich war gerade nach Hause gekommen. Ich war eingela-

den gewesen, entsprechend in französischer Seide gekleidet. Und kaum war ich zu Haus, gingen die Sirenen los. Herrgott, jetzt noch in den Keller. Also, meine Sachen zusammengepackt. Da stand immer ein Korb, was da alles drin war, weiß ich nicht, aber obendrauf lagen immer bergeweise solche Strümpfe, keine Strumpfhosen, die gab es damals, glaub ich, noch gar nicht, aber Seidenstrümpfe, und die bekamen ja immer Laufmaschen. Ich war gut darin, die Maschen wieder aufzunehmen. Irgendjemand hatte etwas erfunden. Das war so ein kleines Hölzchen, und da war so ein Schnapper dran, damit konnte man die Strümpfe retten. Erst bei mir, dann bei meiner Mutter, dann bei Freundinnen, dann kamen Freundinnen von Freundinnen. Könnten Sie, kannst du – und so weiter. Dafür brachten sie mir eine Tafel Schokolade, wenn sie eine hatten. Das waren ja Kostbarkeiten.

Und diese Berge von Strümpfen, die hatte ich immer auf dem Korb oben draufliegen, und wenn die Sirene losging, dann packte ich dann noch meine Handtasche drauf und ging damit runter in unseren Keller. Und da saßen dann die Hausfrauen und haben Gemüse geputzt oder einen Pullover gestrickt oder nur so gequatscht.

Also, diesen Korb schnappte ich mir und ging in meinem Festgewand runter, weil die Sirenen gingen, und es war höchste Zeit, denn man hörte schon irgendwelche Geräusche. Und dann begann ein grauenvoller Angriff, wie wir ihn zum ersten Mal erlebten. Ja, vorher war schon irgendwann mal in irgendeiner Berliner Ecke was runtergegangen. Am Bayrischen Platz, da waren schon mal Häuser kaputt. Aber noch nie war ein Angriff so lange und noch nie so nahe und so laut gewesen. Also, es war ganz schrecklich. Da hat keiner mehr irgendwas getan, wir saßen alle nur und zitterten vor Angst. Das ist unsere letzte Stunde. Und plötzlich kam auch jemand und sagte: »Unser Haus brennt.« Und wir hatten eine Luftschutzwartin. Zu jedem Haus gehörte ein Luftschutzwart. Also jemand, der dafür verantwortlich war, dass überall auf jeder Etage die

Eimer mit Wasser standen und Lappen dabei, Scheuerlappen mussten auch immer dabeiliegen. Also Vorbereitungen für eine schnelle Hilfe. Das war eine sehr nette Frau von 30 Jahren oder so. Ihr Mann war auch im Krieg. Sie gleich rauf, während wir unten im Keller saßen. Dann kam die Luftschutzwartin zurück und sagte: »Ja, es brennt überall und auf unserem Haus auch. Aber auf unserem Haus noch nicht so sehr. Das können wir vielleicht noch löschen.« Also, jeder, der konnte, rauf zum Löschen. Und ich auch. Und dann guckte sie, ich weiß nicht, wer alles im Keller war. Meistens natürlich Frauen. Aber irgendwann sind auch immer Männer dabei gewesen. Und dann sagte sie zu mir: »Sie bleiben besser unten.« Die traute mir das wohl nicht zu. Man musste da vier Treppen raufspringen. Also, ich blieb dann also unten. Und die versuchten, alle mit Eimern und Schwämmen da oben zu löschen, es war aber doch zu weit. Es brannte ein bisschen langsam, aber es brannte so richtig runter. Sie kamen also alle wieder runter.

Bevor die Luftsschutzwartin da raufging, nahm sie noch ihre Uhr ab – eine goldene Uhr – und sagte: »Sie bleiben besser unten und passen da auf meine Uhr mit auf.« Und die gab sie mir nun, die steckte ich noch in meine Handtasche.

So. Nun kamen die alle langsam wieder: »Wir schaffen es nicht! Wir müssen hier raus!« Aber wie? Inzwischen war das alles auch schon voller Rauch. Gerade noch so, dass man da noch atmen konnte. »Wir müssen aus diesem Keller raus!« Aber ringsum ist ein Feuermeer. Und dann kamen plötzlich richtige Polizisten oder Feuerwehr oder Luftschutzmänner, ich weiß es nicht mehr, mehrere Männer, die haben uns alle gepackt. Wer nicht laufen konnte, den zogen sie oder schleppten sie raus auf die Straße.

Und ich den Korb immer mit mir rumgeschleppt. Und dann stellte ich irgendwann fest: Die Handtasche war weg. Die hatte auch oben draufgelegen. Da waren auch die Lebensmittelkarten drinnen. Das war damals so der wertvollste Besitz, den man hatte. Diese Karten waren wirklich, als ob man heute seinen Pass verlie-

ren würde und nie wieder bekäme. Ohne die Karten kriegte man nichts zu essen, es war grauenvoll.

Ich weiß noch, dass wir dann in irgendeinem fremden Keller landeten, wo ich sogar eingeschlafen bin. Und als der Morgen graute, tönten Lautsprecher durch die Straßen. Alle Bewohner dieser Straßen sollen sich im Steglitzer Stadtpark versammeln. Der schien also in Ordnung zu sein. Da sind wir hingewandert. Da wurde vom Roten Kreuz erst mal Suppe an alle verteilt. Und meine wichtigsten Sachen, mein Geld und alles andere waren einfach weg. Ach, ich war der ärmste Mensch der Welt. Und wo nun hin? Meine Freundinnen waren ja auch ausgebombt. Keiner dachte an den anderen, jeder dachte nur an sich.

Ich muss ins Büro, dachte ich, da sind wenigstens Menschen, die ich jetzt kenne. Ich muss ins Büro. Es fuhr natürlich nichts. Verkehr total lahmgelegt. Und dann bin ich zu Fuß.

Ja und dann stand ich plötzlich in unserem Büro. Die hatten ja keine Ahnung. Jeder wusste eigentlich, dass Steglitz betroffen war. Steglitz, Südende, Lankwitz. Da ich zu spät kam, haben die sich schon gesagt: »Hoffentlich ist da nichts passiert, die wohnt doch in Steglitz.«

Aber plötzlich stand ich da. In diesem Aufzug. Zuerst mussten alle lachen, als man mich in diesem Festgewand und mit diesem Korb sah. Bis die alle erst mal begriffen, was passiert war.

Ja, und dann war es ja rührend. Jeder wollte mir was Gutes tun. Ganz lieb und nett. Und dann passierte noch etwas, an das ich mich gerne erinnere. Als ich armes Würstchen ausgebombt so dastand, kam plötzlich die Sekretärin von Frau Goebbels hinein. Die hatte auch ein Büro im Ministeramt. Wir sahen sie aber nie oder kannten sie kaum. Und die war nachher wohl bei Frau Goebbels und hat erzählt, jetzt hat sie mal ein Opfer gesehen von diesem Bombenangriff, und erzählte von diesem armen Mädchen da, von dieser Kollegin, die in diesem Ballkleid im Büro stand: »Ja, da hat die nichts anderes anzuziehen gehabt?« Da sagt sie: »Woher denn auch? Ist ja

auch heute Nacht erst passiert.« Und da wäre Frau Goebbels an ihren Schrank gegangen und hätte gesagt: »Ja, kann man ihr mit irgendwas aushelfen?« Und dann hat sie ein blaues Kostüm genommen und gesagt: »Meinen Sie, das könnte sie tragen? Und die Sekretärin sagte dann auch noch: »Das ist so eine Kleine, die passt in nichts rein. Der kann man nicht einfach ein Kleid überziehen.« Sagt Frau Goebbels: »Dies Kostüm, vielleicht passt ihr so was. Oder vielleicht kann es ein bisschen geändert werden.«

Jedenfalls brachte die Sekretärin mir dieses Kostüm, und ich bin zu einem Schneider gegangen und war ab dem übernächsten Tag perfekt angezogen. So ein Kostüm hatte ich noch nie in meinem Leben. Das war ein wunderbarer blauer Wollstoff. Mit weißer Seide gefüttert. Wunderbar. Und das hab ich viel getragen später. Denn die Jacke passte sehr gut, nur der Rock musste gekürzt werden. Das Kostüm hat meine Mutter sogar noch durch den Krieg geschleppt. Jedenfalls, in dem Kostüm bin ich noch mal fotografiert worden, als ich aus der Gefangenschaft kam. Da passte die Jacke noch. Das hat einiges ausgehalten – hat auch seine frühere Besitzerin überlebt.

Wir waren jedenfalls die ersten Ausgebombten, und 1943 ging es ja erst richtig los. Ich musste oft bis acht Uhr abends Dienst machen. Und um sieben Uhr gingen die Sirenen schon los, sodass man nicht mehr auf die Straße durfte. Eine Entwarnung kam oft erst um zehn oder zwölf Uhr. Dann kam ich auch nicht mehr nach Hause. Wir hatten sehr schöne bequeme Sessel. Ich hab mir dann zwei zusammengeschoben und dort ein Schläfchen gemacht. Öfter haben wir das getan. Blieb uns nichts anderes übrig.

Wenn ein Angriff kam, mussten wir auch immer wieder eine kleine Privatwohnung von Goebbels im Ministerium absichern. Der Goebbels hatte eine süße, kleine Wohnung im Propagandaministerium, abgeschlossen von dem ordinären Volksaufklärungs- und Propagandabetrieb. Der Zugang zu dieser Privatwohnung wurde aber aufgemacht, als die Luftangriffe zunahmen. Denn in dem Mo-

ment, wo die Sirene losging, musste diejenige, die gerade noch Dienst hatte, alles absichern. Es war ja ein altes Gebäude. Also überall die Fenster aufmachen, dann die Luftschutz-Jalousien runterlassen. Wir hatten so Sonderjalousien, die keinen Lichtstrahl nach draußen ließen. Dann mussten wir überall Wasser in die Becken und Badewannen einlassen, um für alle Fälle Löschwasser zu haben. Dasselbe mussten wir in dieser kleinen Wohnung machen. Das war eine sehr hübsch eingerichtete Wohnung mit hübschen Teppichen, einer kleinen Küche, einem hübschen kleinen Wohnzimmer mit sehr eleganten Möbeln und einem Bad mit einer riesigen Badewanne. Da mussten wir die Wanne volllaufen lassen und die Fenster abdichten, und wenn der Alarm vorbei war, dann musste das Ganze wieder entfernt werden. Und dann haben wir manchmal es gewagt, uns auf die Stühle zu setzen. War so mit französischem Muster, einem wunderbaren Stoffbezug. Also todschick. Und da sollen sich die Liebesszenen vom Herrn Goebbels abgespielt haben, als er mit dieser tschechischen Schauspielerin, der Lída Baarová, verkehrte. Ich habe später mal einen Film mit ihr gesehen, nach dem Krieg, als sie über ihr Liebesleben mit Goebbels gesprochen hat. Sie hat ihn wohl wirklich sehr geliebt.

Ich könnte mir auch vorstellen, dass er Momente hatte, in denen er gedacht hat: Herrgott, dieser ganze politische Scheiß! Mit dieser schönen Frau zu leben, das ist doch viel schöner.

Die Stimmung im Propagandaministerium wie im ganzen Land sollte aber bald kippen. Da war ein Knick in der gesamten Einstellung, auch in der Versorgungslage. Da wurde alles sehr verschärft. Stalingrad[19] hatte alles verändert, der Verlust der Armee. Das haben wir auch im Ministerium gespürt, die ersten Monate war es da ja noch wunderschön. Nach anfänglichen Zweifeln gefiel es mir sehr gut. Das ganze Drum und Dran, die schönen Möbel, die netten Leute. Und das brach alles zusammen. Die ganze Atmosphäre war eine andere. Obwohl Stalingrad ja gar nicht so hochgespielt wurde,

wie es wirklich war, es wurde immer noch versucht, es als eine kleine Bagatelle darzustellen. Das gelang ihnen aber doch nicht.

Dann ging der Krieg ja erst so richtig los. Von da an war Goebbels öfter im Promi und humpelte durch sein Büro. Das Humpeln konnte er nicht vertuschen. Das war ja noch zu einer Zeit, wo man nicht so viel machen konnte wie jetzt. Heute würde man es so einrichten, dass man es nicht merkt. Und das war unübersehbar. Der kam angehumpelt, da konnte der Anzug noch so fein sein und gut sitzen, er humpelte. Und das tat einem ein bisschen leid. Und das hatte er aber alles wettgemacht durch eine unglaubliche Arroganz und Sicherheit. Vorher, er wurde ja auf frühen Bildern oft gezeigt, wenn er so auf Lastwägen mit anderen zusammen für Hitler warb, mit so einer Mütze, da sah er ja grauenvoll aus. Nein, er war ein Herr, wenn er kam. Und ich habe den auch nie aus der Rolle fallen hören. Denn es waren ja manchmal Leute bei ihm, man konnte sich vorstellen, bei den Diskussionen, die die führten, da ging es hart her. Ein einziges Mal erinnere ich mich noch, dass wir alle sagten: »Da hat er gebrüllt.« Mit irgendjemandem hat er gebrüllt. Das war für uns alle unglaubwürdig. Nie wieder. Ein einziges Mal. Er war ein Mann, der, wie sagte man, der Contenance hatte, Haltung.

Es gab auch komische Momente. Irgendwer war auf die Idee gekommen, den Hund von Goebbels nach Venedig dem Minister hinterherzuschicken. Der Goebbels war mit seiner Frau bei der Biennale in Venedig und ist ein paar Tage dort geblieben. Irgendjemand hatte wohl aufgeschnappt, dass Goebbels meinte, es wäre schön, wenn der Hund auch dort wäre. Also irgendein ganz Eifriger, der hat dann bei uns im Büro angerufen, der Herr Minister hätte gerne den Hund in Venedig. Wir haben noch gesagt: »Spinnen die da drüben, einen Hund mit dem Flugzeug nach Venedig zur Biennale? Also, wenn die keine anderen Sorgen haben, und das mitten im Krieg ...« Also, wir fanden es empörend. Und dann

wurde jemand beauftragt, am Flughafen Tempelhof dafür zu sorgen, dass der Hund nach Venedig geflogen würde. Aber mit einem Menschen, und der Hund als Beigepäck. Irgendein Pressechef flog ohnehin jeden Tag nach Venedig mit den allerneuesten Auslandsnachrichten, damit der Herr Minister sich orientieren konnte. Das war der Herr von Schirmeister,[20] noch ein Referent. Dem Schirmeister wurde gesagt: »Wenn Sie morgen fliegen, dann nehmen Sie den Hund zum Goebbels mit. Der Herr Minister möchte den Hund dort haben.«

»Niemals«, sagte der Schirmeister. »Niemals mache ich so was.« Das war ein etwas älterer empfindlicher Herr, der empfand das als eine empörende Zumutung.

Es nutzte nichts, die haben dem armen Kerl am Flughafen den Hund in die Hand gedrückt. Der ist mit dem Hund nach Venedig geflogen. Und wurde dort mit größtem Missfallen empfangen. Ich glaube, der Goebbels selber soll getobt haben. Welcher Idiot auf die Idee gekommen war, das überempfindliche, sensible Tier herzufliegen. Der war nämlich ein scheues Tier, war groß und schön, aber wenn man einen Schritt auf ihn zumachte, ging der immer zurück. Der war irgendwie verzogen.

Ach, das war eine Sache mit dem Hund, der Hund wurde also wieder zurückgeschickt, und das alles im dritten Kriegsjahr. Also, das gab damals ein Riesentheater, vom Goebbels. Für uns war das damals eine herrliche Geschichte, wir haben uns totgelacht.

Sein wahres Gesicht habe ich erst langsam entdeckt. Ich erinnere mich noch an die berühmte Sportpalastveranstaltung »Wollt ihr den totalen Krieg«.[21]

Wir wussten, der Goebbels hielt eine Rede, heute Nachmittag. Zu der Zeit waren überhaupt alle Veranstaltungen immer schon auf den Nachmittag verlegt worden, denn jeden Abend ab halb sieben gingen die Sirenen los. Ob Flugzeuge kamen oder nicht. Sie kamen fast immer. Ganz selten, dass mal ein Fehlalarm war. Abend-

veranstaltungen gab es nicht mehr, es gab abends keine Theaterveranstaltungen mehr, keine Kinofilme mehr, alles wurde auf den Nachmittag verlegt. Also, auch Herr Goebbels hielt eine Rede im Sportpalast. Und plötzlich hieß es, zwei Damen aus dem Vorzimmer sollen mitkommen. »Zwei von euch müssen mit zum Sportpalast.« »Wieso?« »Weiß ich nicht, zwei sollen mit.« »Wer?« Wir guckten uns alle an, keine hat sich freiwillig gemeldet. Frau Krüger war die Älteste, und die brauchte auch nicht. Also erwischte es mich und ein junges Mädchen.

Da kam ein SS-Mann und hat uns in einen schicken Mercedes gesetzt. Das war schon ein sehr schöner Anfang, und der fuhr uns zum Sportpalast. Das war in der Potsdamer Straße, und er brachte uns auf einen der Ränge. So richtig schöne Plätze, nahe an der Rednertribüne. Und der Saal war bereits voll, mit zusammengetrommelten Arbeitern. Für diese Veranstaltungen, wenn da Leute in den Fabriken aufgefordert wurden – wer will? –, da hat sich zuerst mal jeder drücken wollen. Um diese Zeit sowieso schon. Freiwillig hat sich ja gar keiner mehr gemeldet. Die wurden meistens bestimmt. Also, die wurden aus den Fabriken und Werken gedrängt, um im Sportpalast an dieser Kundgebung teilzunehmen. Und ich erinnere mich auch noch, dass der Schauspieler Heinrich George, der Vater vom Götz George, vorne in der dritten Reihe saß.

Und kaum waren wir da, ging es auch schon los. Hinter uns saß auch Frau Goebbels mit zwei Kindern. Und neben uns saßen SS-Leute, es war so eine richtige Elite-Tribüne, würde ich sagen. Und dann marschierte Musik ein. Die übliche Kampf- und Marschmusik und Gesang, und was da alles dazugehörte. Und dann Goebbels als Redner. Und reden konnte er sehr gut, überzeugend reden. Und dann hat er sich in der Tat an diesem Tag so hineingesteigert, das war wirklich ein Ausbruch, wie ein Ausbruch in einer Irrenanstalt, würde ich sagen. Nach dem Motto: Ihr könnt nun mal alle tun, was ihr wollt. Und dann, als ob jeder Einzelne aus dieser Menge von einer Wespe gestochen worden wäre, ließen sich alle plötz-

lich völlig gehen, schrien, trampelten und hätten sich am liebsten die Arme ausgerissen. Der Lärm war unerträglich.

Meine Kollegin stand da, die Hände ineinander verkrampft, wir konnten beide kaum atmen, so entsetzt waren wir von diesem Geschehen. Nicht vom Goebbels, nicht von den Menschen allein, von dem, dass es überhaupt möglich war. Wir beide waren nicht Teil dieser Menge. Wir waren Zuschauer, wir waren vielleicht die einzigen Zuschauer.

Ich glaube, er hat selbst nicht mehr gewusst, was er gesagt hat. Mir fehlen die Worte zu schildern, wie es ihm gelungen ist, diese Hunderte von Menschen so weit zu bringen, dass keiner sitzen blieb, sondern dass alle nur aufsprangen und schrien und jubelten. Es ist ihm gelungen. Ich glaube, er wusste es selber nicht, wie. Und wir, das weiß ich noch, wir standen, hatten uns fest an den Händen gefasst, meine kleine Kollegin und ich. Wir waren wie erstarrt, was sich da tat. Und hinter uns stand ein SS-Mann, und der klopfte uns so auf die Schultern und sagte: »Klatscht wenigstens mit.« Und dann haben wir natürlich mitgeklatscht. Es musste sein. Natürlich. Er hat es ja auch gesagt. Man konnte sich ja auch nicht ausschließen. Es ging nicht anders. Wir haben mitgeklatscht. Wir waren wie betrunken. Wir hatten beide den Eindruck von etwas ganz Schrecklichem.

Und dann war es zu Ende. Nachdem sich die da ausgetobt hatten. Ich glaube, wer da nicht mitgejubelt hätte, wäre von seinen Nachbarn umgebracht worden. Ich weiß es nicht.

Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie so etwas erlebt, das war nicht Begeisterung, das war, als wüssten sie nicht, was sie taten. *»Wollt ihr den totalen Krieg?« »Ja!«* Das Ja war eindeutig. Der SS-Mann, der uns hingebracht hatte, fuhr uns auch wieder nach Hause, und wir beide waren völlig entsetzt von dem ganzen Schauspiel. Was da überhaupt als Thema behandelt worden war, das haben wir gar nicht erfasst. Da war der Eindruck dieser rasenden Menge. Die ja selber gar nicht wusste, warum sie raste. Es war ein Naturereignis.

Die ganze Menge konnte nichts dafür. Und Goebbels selber wahrscheinlich auch nicht. Als ob er selber gar nicht begriff, was er da angerichtet hat, so kam er mir da vor. Wie so eine kleine Flamme, die gar nicht wusste, was sie für Möglichkeiten hat, und eben dann diese rasende Menge. Ach, Gott, die hätten genauso gut nach vorne stürzen und den umbringen können.

Bis dahin kannten wir den Goebbels nicht von dieser Seite. Wir sind ja nie zu irgendwelchen Versammlungen gegangen. Das hat uns auch so erschüttert. Dieses total andere. Aber weitergedacht haben wir wahrscheinlich auch nicht. Wir waren von diesem Augenblick umgeschmissen.

Dann haben wir es doch irgendwie verarbeitet. Gott, wir waren jung, und man hat darüber nicht so viel nachgedacht, nicht so, wie man später darüber gedacht hat, als alles zu spät war. Man war sich selber dessen ja nicht bewusst. Während jetzt, wo so viele Jahre vergangen sind und so vieles inzwischen sich auch ereignet hat, sehe ich das alles ganz anders. Und viel tiefer und viel unheimlicher. Dass ein Mensch in der Lage war, Hunderte von Menschen dazu zu bringen, dass sie schreien, schreien, schreien: »Ja, wir wollen den totalen Krieg!« Wenn man das heute jemandem erzählt, die müssen doch alle den Kopf schütteln und sagen: »Ja, waren die denn alle besoffen oder was? Wie kamen diese Menschen dazu, so zu schreien?« Ja, sie mussten es. Sie waren wirklich von einem einzigen Menschen behext worden.

Ich meine, es gibt ja sicher Psychologen und überhaupt die Wissenschaft, die sich mit dem Ganzen beschäftigt, wie so was möglich ist. Wenn mir das plötzlich wieder bewusst wird, denke ich: Wie war das möglich? Dass das so auf uns gewirkt hatte? Die haben doch nicht geschrien, weil sie schreien mussten, weil man ihnen gesagt hat: »Jetzt geht ihr zu der Versammlung, und dann schreit ihr alle.« Nein, die haben in dem Moment geschrien, weil da vorne einer ihnen etwas verkündete, was sie bejahten. So, wie mal Jesus oder … ich weiß nicht. Es gibt ja Dinge, die erklären,

warum Menschen in der Masse unerklärbare Dinge tun. Wenn sie darüber befragt würden, würden sie selber erschrecken.

Über Goebbels kann ich nur noch sagen, er war ein ausgezeichneter Schauspieler. Er war ein guter Schauspieler. Und die Verwandlung eines wohlerzogenen, seriösen Menschen in einen wüsten Krakeeler kann kaum ein Schauspieler besser vollziehen als er, das kann man wohl sagen. Er war nicht wiederzuerkennen. Es war ja auch das, was uns an diesem Sportpalastereignis so erschüttert hatte. Wenn man das so erlebt, wie ein Mensch, den man fast täglich, wenn er im Büro war, sah – gepflegt, vornehm, fast edle Vornehmheit – und da dieser tobende Zwerg. Also, einen größeren Kontrast kann man sich kaum vorstellen.

Ich habe ihn in den Augenblick scheußlich gefunden. Angst machend. Aber ich habe es dann auch wieder verdrängt. Ich habe nie für ihn geschwärmt oder irgendwas. Auch später nicht, wenn er freundlich bei uns im Büro stand und nach etwas fragte. Da hatte ich schon im Hinterkopf, wie er geschrien hat im Sportpalast: Und hier spielst du jetzt den weichen, elegant angezogenen Zivilisten.

Kurze Zeit später gab es eine Einladung von Goebbels zum Essen. Dem Minister war mal mitgeteilt worden, dass die Damen in seinem Büro manchmal dort die Nächte verbringen mussten, da es ja keine Verkehrsmöglichkeiten mehr gab nach den Luftangriffen. Da sollte man doch eine Geste machen. Also hieß es, irgendwann würde der Minister die Sekretärinnen mal zum Essen einladen, aber nicht alle auf einmal. Immer mal zwei, zu einem persönlichen Abendessen.

Und dann machten zwei von uns den Anfang und kamen am anderen Tag ganz begeistert ins Büro und erzählten: »Wir sind abgeholt worden vom Büro, natürlich mit dem Auto und hingebracht nach Schwanenwerder, und da war Frau Goebbels, und es gab wunderbares Essen!« Kein übertriebenes, es war ja Krieg. Und

Goebbels ging ja immer mit gutem Beispiel voran, bei dem gab es keinen großen Luxus. Aber alles war sehr schön und nett. »War ein furchtbar netter Abend, könnt ihr euch freuen, wenn ihr dann dran seid«, sagten sie.

Es vergingen aber erst wieder ein paar Wochen, bis ich dabei war. Ja, und wir freuten uns sehr darauf. Und es begann genauso: Eine Limousine fuhr vor, ein SS-Mann brachte uns nach Wannsee, Schwanenwerder. Da gingen wir rein. Dann wurden wir in den Speisesaal geführt. Dort war eine große Tafel gedeckt. Und schon mindestens 20 Figuren standen da rum, Gauleiter oder Gauleitervertretung, und einige kannte ich von Besuchen oder weil wir mit denen sogar zu tun hatten.

Also, wir waren keineswegs allein mit dem Herrn Goebbels, das war schon eine riesige Tafel. Dann kam Goebbels, begrüßte uns mit Handschlag. Dann setzten wir uns. Und ich saß neben ihm. Zu seiner Rechten. Da fühlte ich mich aber doch sehr geehrt.

Ja, und dann wurde gegessen. Er hat aber nichts gesagt zu mir, nur belangloses Zeug. Es wurde schön gegessen. Es gab, glaube ich, eine Gans. Das war allein eine freudige Tatsache. Dann tönte Goebbels über den Tisch. Gelegentlich hat jemand anderes auch noch was gesagt. Also, der Herr Minister führte das Wort. Aß ziemlich schnell und wenig. Und die anderen auch. Das hatte man mir vorher schon gesagt: »Halte dich ja nicht lange mit dem Essen auf. Wenn der Goebbels die Gabel niederlegt oder das Messer niederlegt, dann hört man auf zu essen, dann isst man nicht mehr weiter. Also, das, was man serviert bekommt, muss man schnell essen, damit man auch was davon hat.« Daran hab ich mich auch gehalten.

Das Essen war fertig. Dann gab es noch Nachtisch. Politik und Bombenangriffe waren das Hauptthema. Er tauschte nur Banalitäten mit mir aus, aber er hat keine persönlichen Fragen an mich gestellt. Wie lange sind Sie schon da? Oder: Sind Sie verheiratet? Haben Sie Angehörige, vielleicht haben Sie einen Mann oder einen Vater, der im Krieg ist? Nichts. Keine persönliche Frage hat er

an mich gerichtet. Und Frau Goebbels war überhaupt nicht da. Das war das große Manko an diesem Abend. Denn die hätte aus diesen Abend etwas Fröhliches und Heiteres gemacht. Mit viel Charme. Und das fehlte an diesem Abend. Leider hatte ich den falschen Tag erwischt.

Wir wurden dann noch in den Nebenraum geführt. Da stand so eine Leinwand. Da lief dann irgend so ein blöder Film, der gerade neu war. Den konnten wir uns noch ansehen. Da wurde uns dann noch irgendwas serviert, ein Mokka oder irgendwas. Und dann kreuzte schon wieder der SS-Mann auf, der uns zurückfuhr in die Stadt. Und meine Kollegin und ich waren sehr enttäuscht von diesem Abend.

Ich wurde nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft oft gefragt, was denn bei uns über den Schreibtisch lief. Wir waren als Verwaltung auch mit sehr harmlosen Dingen beschäftigt. Es gab gar nicht so viel zu arbeiten. Wir saßen da im Vorzimmer, haben viel telefoniert. Alles ganz simple Dinge, wie sie in jeder Firma ablaufen. Wo nicht jeder Mensch gleich weiß, worum es geht.

Mir hat auch nie jemand etwas erzählt, was sie zum Beispiel im Rundfunk abhören konnten über diesen Londoner Sender. Da wurden ja wohl kritische Dinge mitgeteilt. Solche Freunde hatte ich nicht. Vielleicht war man mir gegenüber auch ein wenig vorsichtig, weil ich beim Goebbels saß, und hat mir einiges nicht erzählt.

Aber wir wollten es ja auch gar nicht wissen. Wir wussten, dass es ein schrecklicher Krieg war. Der uns auch noch serviert wurde als ein notwendiger Krieg, ein für uns notwendiger Krieg, um Deutschland zu erhalten, das von der ganzen Welt angefeindet wurde. Das war die Tendenz. Wir hatten ja auch keine Freunde im Ausland, so ausgedehnt waren früher die Freundschaften und Bekanntschaften nicht. Wir waren sehr auf uns beschränkt und nun durch den Krieg noch viel mehr.

Die Funktion von uns Vorzimmerdamen war einfach, immer bereit zu sein, einzuspringen. Wir waren ein fröhlicher, harmonischer Haufen. Wir passten gut zueinander. Aber es war halt eine nette Kollegenschaft, mehr nicht. Unsere Schreibtische standen in einem Viereck. Dann kam eben alles, was in dem Hause so gemacht wurde an Berichten, Anforderungen und Änderungen, auf unseren Tisch, aber viele Dinge und wohl auch die brisanten wurden vorher schon entschieden. Nur was besondere Wichtigkeit hatte, kam vor bis zum Minister selbst, und das kriegten wir auf die Schreibtische.

Also, wir durften jedenfalls nicht drin rumschmieren, das weiß ich noch. Wir durften überhaupt nur Blau benutzen. Blaue Tinte oder was. Kein Rot, kein Grün. Grün war, glaub ich, der Minister, Rot der Staatssekretär. Ob die Farben stimmen, weiß ich nicht mehr. Aber jedenfalls war durch Farben schon mal gekennzeichnet, wen die betreffende Akte betraf.

Vieles habe ich nach über 60 Jahren auch nicht in Erinnerung. Das Telefon klingelte jedenfalls ständig, aber nicht, um Goebbels zu sprechen. Der kriegte ja seine Anrufe von seinen Leuten, von seinen Ministerkollegen direkt. Das war die neueste Erfindung von Siemens – ein Telefontisch, sodass man nicht mehr wählen musste, sondern nur zu tippen brauchte. Dann hatte man direkt Hermann Göring. Aber für uns waren diese Anschlüsse gesperrt. Da konnten wir drücken, so viel wir wollten, da tat sich nichts. Ansonsten konnten wir alle Welt anrufen, ganz wichtige Leute.

Natürlich war ein großer Teil der Arbeit, die nackten Tatsachen von der Front oder im Reich zu beschönigen, die wurden eben auf Anweisung korrigiert, sodass es für uns positiver aussah. Das war der Grundsatz der Volksaufklärung, das Volk wurde nun aufgeklärt. Wo es vorher ja immer belogen wurde von den anderen Regierungen. Das ist der Grundsatz der Nazis gewesen. Aber Beispiele weiß ich heute nicht mehr.

Ansonsten waren die Tage für uns immer völlig gleich. So richtig brisante Dinge wie die Geschwister-Scholl-Sache gingen nicht

über unsere Schreibtische. Aber mein Herr Frowein, der persönliche Referent von Goebbels, der hat mir mal die ganze Akte, die Gerichtsakte, unverschlossen in die Hand gedrückt. Ich sollte das in einen Panzerschrank tun. »Ich bitte Sie, da nicht reinzugucken«, sagte er. Und das habe ich dann auch nicht getan. Weil mein Chef mich gebeten hat. Oder hat er gesagt: »Ich verlasse mich darauf, dass Sie da nicht reinsehen.« Es war sehr dringend, er ging dann weg. Ich war mit dem Ding allein und habe nicht nachgeguckt. Und dachte noch: Ach, Gott, aber ich würde es gern. Aber ich tue es nicht, er verlässt sich darauf, dass ich es nicht tue, und dann tue ich es auch nicht. Da war ich noch sehr stolz wegen des Vertrauens, das er mir gab. Das war wichtiger, als meine Neugierde zu befriedigen. Fand ich von mir sehr edel. Das werde ich nie vergessen.

Wir kriegten zum Ausgang des Krieges dann immer so gefärbte Blätter, rosa oder gelb. Da standen die neusten Wahrheiten drin, auch über Zahlen, Verlustzahlen über Schlachten. Und auch über Vergewaltigungen von deutschen Frauen durch die heranziehenden Russen. Konnte man sich überhaupt nicht vorstellen. Das hat man dann überzogen an den Rundfunk und die Zeitungen herausgegeben. Wenn da stand: »In dem Dorf wurden 20 Frauen vergewaltigt«, dann machte man 30 draus und so weiter. Diese Dinge wurden übertrieben an das Volk vermittelt. Die schrecklichen Untaten der Gegner wurden alle multipliziert. Daran erinnere ich mich sehr deutlich.

Die wirklich wichtigen Dinge oder auch geheimen Befehle wurden jedenfalls immer in Panzerschränken gelagert. Dafür hatten nur die Referenten ihre Schlüssel. Viele Dinge hätte ich selbst, wenn ich es gewollt hätte, auf dem Weg zum Panzerschrank gar nicht sehen können, bei den paar Schritten. Das Ganze war die Sache von zwei Minuten. Ich weiß nur zum Teil, welche Akten ich in der Hand hielt. Auch viele vom Volksgerichtshof. Darüber habe ich nicht ein Wort selber geschrieben oder diktiert bekommen und

die anderen Damen auch nicht. Keine hat irgendetwas gewusst. Außerdem waren wir ja verpflichtet, ich musste einen Eid ablegen.[22] Bei meinem Antritt hatte man mir extra ein Buch in die Hand gedrückt über die Verhaltensmaßregeln und auch über Gebräuche. Beispielsweise, dass man nicht mit dem Rotstift arbeiten durfte oder mit dem Grünstift. Strengstens verboten. Solche Sachen musste man alle wissen. Musste ich alles studieren. Das war alles sehr eingeengt. Wir wussten sonst nichts.

Wir kriegten wohl mal mit, wenn ein berühmter Schriftsteller einen Brief geschrieben hatte mit einer unguten Bemerkung über Hitler oder Goebbels. Er wurde festgenommen und erschossen. Der wurde gleich hingerichtet. Solche Sachen, so was kriegte man dann schon mit.

Goebbels hat auch seine Reden selbst entworfen und nur dem Richard Otte[23] diktiert – ein sehr netter Mann –, der war Stenograf, der auch unentwegt um ihn herum war. Dem hat er das alles diktiert. Es erschien jeden Sonntag immer ein riesiger Artikel von Goebbels. Das war für uns, wenn's am Sonntag erschien, genauso neu wie für alle anderen. Der Otte hat es aufgenommen, der hatte extra noch ein Büro und natürlich einen Sekretär. Goebbels hat das diktiert, dann ging's zum *Völkischen Beobachter,* das war ja die Hauptzeitung, und die brachte das dann. Aber auch damit hatten wir nichts zu tun. Wie gesagt, wir waren hoch bezahlte Stenotypistinnen und Sekretärinnen, die sich dazu noch schön ausruhen konnten. Nur da sein mussten wir immer, pünktlich. Und in der Zeit, als ich ausgebombt war, da war man sehr großzügig, da musste man auch zu sehr vielen Ämtern rennen – dieses und jenes erledigen. Das konnte ich alles sehr großzügig machen.

Als dann mal richtig was los war, war ich zu meinem Bedauern nicht dabei. Das war ein Tag, an dem ich mal frei hatte. Wir hatten ja auch zwischendurch freie Tage. An diesem Tag hatte ich frei und verbrachte ihn in Neu-Babelsberg, da wohnte eine Kollegin von mir.

Mittags ungefähr hörte ich plötzlich im Radio irgendwas vom Hitler-Attentat. Und dann hab ich sofort im Büro angerufen, im Promi. Sage ich: »Was ist denn da los?« »Um Gottes willen, seien Sie froh, dass Sie heute nicht ins Büro gekommen sind! Wir wissen noch gar nicht, was los ist. Wir sehen nur aus dem Fenster. Der ganze Wilhelmplatz ist voller Soldaten, mit Gewehren. Das ist keine Parade, die sind schießbereit. Es soll ein Attentat auf den Führer verübt worden sein. Und wir sind alle umzingelt. Niemand darf das Haus verlassen. Wir haben keine Ahnung, wir wissen nichts, der Minister Goebbels ist auch nicht da. Wir haben keine Ahnung, wie wir nach Hause kommen, wir dürfen nicht raus.« Die waren völlig verzweifelt.

Nun hing ich nur am Radio. Und es wurde natürlich laufend berichtet. Alles, was sich da tat. Dann hat sich sehr schnell herausgestellt, dass Hitler noch lebte. Im Promi haben die nur um ihr Leben gezittert, als sie sahen, dass sie umstellt wurden. Und ich war schon sehr unglücklich, dass ich nicht dabei war. Da tat sich doch was. Ich war nicht froh, dass ich da in Potsdam war.

Und dann weiß ich nur, was alle Welt wusste. Die ganze Geschichte. Das habe ich schon alles mitgekriegt. Und auch noch diese Verhandlungen vor dem Volksgericht mit diesen Offizieren. Das ist ja alles bekannt. Das kenne ich also alles wirklich nur als Zuschauer.

Wir haben im Alltag auch noch andere Dinge mitbekommen. Ich weiß, dass gelegentlich mal Schauspieler bei Goebbels waren. Aber was sich zwischen denen abspielte, kriegten wir nicht mit. Es ging um diesen einen Film, *Jud Süß*.[24] Es gab ja einige Filme, die sich dann mit der historischen Judenfrage beschäftigten. So vor 200 Jahren. Ferdinand Marian,[25] sehr guter Schauspieler. Der musste diesen Juden spielen. Er hat ihn wunderbar gespielt, der ganze Film war toll. Aber er wollte ihn nicht spielen, und er wurde gezwungen. Wahrscheinlich hieß es, wenn du ihn nicht spielst, kommst du

ins KZ. Er hat sich dagegen gewehrt, aber er musste. Und der Film war ein großer Erfolg, aber er war bestimmt nicht stolz darauf.

Goebbels mischte sich in jeden Film ein, der einen gewissen Erfolg versprach. Nicht in jeden Film, aber Filme, von denen man sich was versprach, mussten ihm vorgelegt werden. Und er nahm auch selbst Korrekturen in der Besetzung vor. Das weiß ich. Ich habe es zwar nicht gesehen, aber man wusste es. Mehrfach haben wir das erlebt. Das war seine Erholung, sein Spielball, wahrscheinlich brauchte er das, als Gegenpol für all die vielen unerfreulichen Arbeiten, die er zu machen hatte. Daran hatte er Freude, und das ließ er sich auch nicht nehmen.

Ich erinnere mich noch an den letzten großen Film,[26] an dem Goebbels beteiligt war. Da ging es schon dem Ende zu. Er wurde bewusst inszeniert, damit das Volk sich anhand dieses Filmes noch mal zum unbedingten Siegeswillen bekannte. Das war die Absicht, und in den Wochenschauen waren wir natürlich immer die Sieger. Da wurde kräftig herumgeschnitten. Er hat sich in alles eingemischt, auch in die Kunst. Die Kunst, besonders die germanische Kunst, die wurde schon in den Schulen sehr gepflegt. Also ganz besonders diese alten Heldensagen von früher.

Dann gab es auch sehr viele österreichische Filme. Ich sehe noch viele vor meinem geistigen Auge. Schauspieler wie Attila Hörbiger, den durfte ich ja sogar kennenlernen. Heinrich George, den Vater von Götz George. War ein toller Darsteller. Viele jüdische waren aber rechtzeitig abgehauen und nach Amerika gegangen. Wir hatten ja auch einige jüdische Schauspieler früher bei der UFA. Gute Leute, die sind alle rechtzeitig weg.

Ich hatte nicht immer das Geld, besonders, als die ersten Filme liefen, bevor ich beim Rundfunk begann. Das war in der Zeit aber das Hauptvergnügen, denn Theater war schon teurer, an Oper war kaum dran zu denken.

Aber die Kultur wurde im Krieg natürlich sehr eingeschränkt. Denn es musste in erster Linie einmal Essen her. Und inzwischen

gab's ja auch das Radio, das Radio war natürlich eine wichtige Unterhaltung. Es gab ja eben nur noch den Reichssender Berlin. Besonders abends, ganz spätabends, um elf Uhr dann. Da wurden aus den exklusiven Hotels Adlon, Excelsior, Kaiserhof und Bristol Unter den Linden übertragen. Es gab ja sehr tolle Hotels und Bars. Und da wurde die Barmusik im Rundfunk übertragen, mit den neuesten Schlagern. Da habe ich die Nächte auf unserer Chaiselongue zugebracht, wenn alle in den Betten lagen und schon schliefen. Ich kannte damals alle Schlager, konnte ich alles mitsingen. Ach, das war herrlich! Manchmal hat mich Mama gefunden, wenn ich so eingeschlafen war. Das war schön. Mehr Kultur gab's nicht!

>TREUE BIS ZUM UNTERGANG<

Die letzten Tage im Propagandaministerium

»Ich war ein bisschen wie abgestorben innerlich.
Angst hatte ich in meinem Leben öfter schon mal.
Aber da war ich eiskalt, gefühllos.
Ich möchte sagen: Alle Gefühle waren weg.
Nicht mal mehr die Angst hatte Platz.
Sondern dieses Gefühl: Es ist alles aus.
Aber mehr nicht. Aus. Alles ist aus.«

BRUNHILDE POMSEL

»TREUE BIS ZUM UNTERGANG«

Die letzten Tage im Propagandaministerium

Brunhilde Pomsel trifft noch kurz vor dem sicheren Untergang eine folgenschwere Entscheidung, die sie zwingt, mit den letzten Getreuen des Regimes die letzten Tage neben dem Führerbunker im Luftschutzkeller des Propagandaministeriums auszuharren. Nur vereinzelt erfährt sie durch die letzten verbliebenen Gefolgsleute der Nazis, was sich im Führerbunker abspielt. Dazu gehören Hans Fritzsche[27] *und Goebbels' Adjutant Günther Schwägermann,*[28] *der am Ende die Leichen von Magda und Joseph Goebbels verbrennt. Nachdem Goebbels zuvor die Kapitulation verweigert hat, entschließt sich Hans Fritzsche, einer der höheren Beamten des Goebbels-Ministeriums und ein bekannter Rundfunkkommentator, zu einem Kapitulationsangebot auf eigene Faust. Bevor Fritzsche mit zwei seiner Beamten über die Linien auf die sowjetische Seite geht, näht Brunhilde Pomsel die weiße Fahne für die Kapitulation. Nach kurzer Verhandlung soll Fritzsche im Namen der deutschen Regierung bekannt geben, dass die sowjetische Seite die Kapitulation angenommen habe. Am Abend des 1. Mai 1945 fordert auch General Weidling, Kampfkommandant bei der Schlacht um Berlin, seine Truppen auf, die Kampfhandlungen zu beenden.*

Ich erinnere mich noch an unseren Luftschutzkeller im Propagandaministerium. Und der Dr. Naumann war drüben beim Führer, im Führerbunker. Aber irgendwie, ich habe so eine dunkle Erinne-

rung, da muss irgendwo entweder eine Eisenplatte oder so etwas gewesen sein. Das war aber schon sehr zum Ende des Krieges. Als die am hellen Tage schon über die Städte flogen. Da war ein Vormittagsangriff über Berlin. Kein Großangriff, aber sie flogen so, dass man die Flugzeuge sehen konnte. Und es waren feindliche. Und der Dr. Naumann saß an seinem Schreibtisch und diktierte, und ich schrieb, und ich konnte schon gar nicht mehr schreiben, so voller Angst war ich. Und er hat sich totgelacht. Er hat gesagt: »Mein Gott, ich sag schon, wenn es gefährlich wird!«

Schließlich stand er in aller Ruhe auf und sagte: »Nun kommen Sie mal mit. Und dann ging er mit mir über diesen Platz bis an diese Tür. Ich glaube, da waren die Flugzeuge aber nicht mehr am Himmel. Die waren da, glaube ich, weg. Plötzlich sah ich, dass da so eine Treppe runterführte. Aber er ließ mich dann doch alleine, drückte mich einem der SS-Männer in die Hand, und der führte mich zurück ins Ministerium. Ich hatte das vorher nie gesehen. Und später, als ich wieder unter den Menschen war, habe ich es gehört. Es gab einen Führerbunker unter dem Wilhelmsplatz. Nie zuvor was gehört davon.

Im Krieg hatte ich große Angst, das weiß ich noch, wenn Luftangriffe waren und manche Frauen, vor allen Dingen so hysterische Frauen, dann sagten: »Ach, wenn uns doch endlich eine Bombe treffen würde und alles vorbei wäre!« Da konnte ich schreien: »Nein, nein, wir müssen leben! Ich will leben! Ich will nicht unter einer Bombe enden!« Ich hatte einen unglaublichen Lebenswillen. Wozu, weiß ich gar nicht. Ich wollte am Leben bleiben. Ich wollte nicht durch den Krieg getötet werden.

Wir saßen zum Ende des Krieges fast nur noch in diesem Scheißkeller im Propagandaministerium und glaubten noch an diese blöde Armee Wenck,[29] die sich hinter dem Rücken der hereinmarschierenden Russen bewegte und die Russen von hinten angreifen würde, und damit wäre die Entscheidung gefallen und der Krieg für uns gewonnen. Als wir in den Keller gingen, im

April, einen Tag nach Hitlers Geburtstag,[30] habe ich es noch geglaubt. Unterhalten hat man sich da mit gar niemandem mehr. Aber wir haben das alles geglaubt und fühlten uns da sicher. Und wir wurden über einiges informiert, was sich im Führerbunker tat. Es erschien immer irgendjemand, der uns berichtete. Einmal erschien Herr Naumann, das weiß ich noch. Der guckte, ob wir zu essen hatten. Ich weiß noch, dass ich pfundweise Spargel gegessen habe damals. Roh, aus so Büchsen, eingemachten Spargel. Dann erschien immer mal irgendeiner, von denen ich heute die Namen nicht mehr so weiß. Es erschien aber der Adjutant vom Goebbels, der Herr Schwägermann, Günther Schwägermann, ein feiner Kerl, ein netter Kerl, der ein bisschen berichtete.

Er erzählte uns, der Goebbels hat seine Familie im Führerbunker. Und die Kinder? Die Kinder auch, die ganze Familie, sie wohnen jetzt im Bunker. Na ja, das leuchtete uns noch ein. Denn die schöne Wohnung in der Nähe vom Brandenburger Tor war zu gefährlich. Und die Russen schossen inzwischen nicht nur aus der Luft, die schossen schon mit Stalinorgeln. Deswegen hatte der seine Familie da hingeholt.

In den ersten Bunkertagen funktionierte noch ein Telefon. Ich weiß, dass wir noch mit Hamburg mal telefoniert hatten. Es ging sogar noch über Berlin hinweg. Nachher war alles tot! Wir haben dann nur gesessen, haben geguckt, ist vielleicht in einem Keller hier noch irgendwas? Wein war genug da. Wir brauchten aber auch etwas zu essen. Wir fanden Konserven, die haben wir aufgegessen. Man konnte ja nicht rausgehen und sich was holen, man konnte den Kopf gar nicht aus dem Keller strecken.

Dann wurden in die Kellerräume Verletzte von der Straße zu uns reingetragen, die schon von den Russen in Straßenkämpfen verletzt worden waren. Also, wir waren wirklich nur noch ein kleiner Haufen, der wartete. Weil man ja langsam begriff, dass das mit dieser Armee Wenck, die uns da befreien sollte, dass das wohl nicht so ganz seine Richtigkeit hatte.

Wir hatten zwei große Räume, die waren zum Teil auch noch mit Feldbetten ausgestattet. Da hat immer mal wieder jemand vier Stunden schlafen können, dann musste er aufstehen und für jemand anderen Platz machen. Das zog sich so über eine gute Woche.

Und plötzlich kriegten wir schon immer mit, wenn Sanitäter auch ins Haus kamen und wieder Kranke reinbrachten. Da gab es auch immer irgendwo Geräusche und Lärm. Wir haben die Türen zugemacht, wir haben uns ein wenig eingekapselt. Was sollten wir auch sonst noch tun.

Ach, Gott. Wir haben vegetiert! Wir wussten, jetzt muss irgendetwas passieren. Und dann kam eben ab und zu einer drüben vom Führerbunker. Denn der Naumann war drüben, und Soldaten der SS informierten uns, was sich da drüben im Führerbunker tat. Ja, da war ich also in diesem Keller, und da kam der Schwägermann: »Hitler hat sich das Leben genommen.« Und dann waren wir erstmals alle nackt, standen da. Keiner sagte was, alle dachten sich ihren Teil. Und dann verschwand er wieder. Er hat uns nur informieren wollen, weil er wusste, dass wir von nichts eine Ahnung hatten, was sich da nun drüben im Führerbunker abspielte. Das war das Erste, was wir erfuhren. Da wusste jeder, was das zu bedeuten hatte. Krieg zu Ende und verloren. Krieg zu Ende. Das war uns allen klar.

Wie wir das jetzt im Einzelnen erfuhren, weiß ich alles nicht mehr. Ich glaube, es lag ein ganzer Tag und eine ganze Nacht dazwischen, ich habe so eine Erinnerung, als ob da doch ein größerer Zeitraum dazwischenlag, mindestens ein Tag und eine Nacht. Da kam der Schwägermann wieder und sagte: »Der Goebbels hat sich das Leben genommen. Und seine Frau auch.« »Ja, und die Kinder?« »Und die Kinder auch!« Da konnte man gar nichts mehr sagen.

Ach, Gott, das war sicher nicht schön. Wahrscheinlich haben wir versucht, dafür zu sorgen, dass der Alkohol nicht alle wurde. Den brauchten wir dringend. Vielleicht nicht alle. Aber es wurde schon sehr viel »gepichelt« dort. Man musste sich betäuben. Wir hatten ja auch keine Arbeit mehr. Und die Stimmung? Es war

schon Angst, aber es war auch ein gewisses Ich-kann's-nicht-Ändern. Es war schon auch eine gewisse Gleichgültigkeit. Nun ist es so weit. Wie weit, wusste man nicht. Nun ist alles aus. Ich habe nicht mal gedacht: Werden die dich jetzt erschießen, oder werden die Russen dich jetzt vergewaltigen? Das war alles unwichtig. Ich war ein bisschen wie abgestorben innerlich. Angst hatte ich in meinem Leben öfter schon mal. Aber da war ich eiskalt, gefühllos. Ich möchte sagen: Alle Gefühle waren weg. Nicht mal mehr die Angst hatte Platz. Sondern dieses Gefühl: Es ist alles aus. Aber mehr nicht. Aus. Alles ist aus.

Die Tage zuvor erinnere ich noch eine Sache. Das war der letzte Tag, als wir in dem Goebbels-Haus auf der Terrasse noch unsere Schreibmaschinen stehen hatten. Da kam Dr. Collatz,[31] auch einer der persönlichen Referenten von Dr. Goebbels, ein sehr netter Mann, und der sagte: »Pomseline, ich habe meine Frau und meine Tochter noch in Potsdam und will mich von ihnen verabschieden, bevor es hier irgendwie weitergeht. Ich habe mir ein Motorrad organisiert.« Da war ja so eine Fahrbereitschaft, gehörte zum Ministerium, und da gab es auch Motorräder. Man durfte damals ja nicht fahren, konnte man nicht, hatte ja auch kein Benzin. Der Herr Dr. Collatz hat es geschafft, ein Motorrad mit Benzin für eine Fahrt nach Potsdam auszuleihen. Und er sagte dann: »Ich weiß, Sie haben mir ja erzählt, Ihre Eltern sind jetzt in Potsdam in einem Haus.« Weil unsere Wohnung wieder mal nicht bewohnbar war. Alles kaputt, alle Fenster kaputt, alle Türen kaputt, wegen nebenher eingeschlagener Bomben. »Und ich kann Sie mitnehmen«, sagte er. »Ich fahre morgen früh dann wieder zurück. Können wir schnell rausfahren.« »Ja«, sage ich, »da komme ich gerne mit, um meine Eltern noch mal wiederzusehen.«

Und ich hinten auf dem Rücksitz. Er fuhr mich hin, verabschiedete sich noch und sagte: »Ich komme um sieben Uhr abends zurück und hole Sie wieder ab.«

Ja, ich war den ganzen Nachmittag bei meinen Eltern. Den Mittag und den Nachmittag. Dann wurde es sieben, kein Dr. Collatz kam, dann wurde es acht, dann wurde es neun. Ich wusste auch nicht, wie ich ihn erreichen sollte. Meine Eltern blieben natürlich auch wach. Aber dann irgendwann sagte Mama: »Jetzt gehen wir mal schlafen.« Am nächsten Morgen um sieben wachten wir auf – kein Dr. Collatz war gekommen. Jetzt war ich in höchster Aufregung, denn es gab damals schon immer mal Leute, die plötzlich einfach nicht zum Dienst erschienen. Denen alles egal war, die plötzlich weg waren. Gab ja eine Menge Leute, die den Braten gerochen hatten und geflüchtet sind. Aber ich hatte Dienst und gehörte doch zu diesem Team. Ich muss in die Stadt, ich muss, ich muss zurück.

Meine Mutter hat noch gesagt: »Ja, musst du denn unbedingt?« – »Ja, ich muss!« Ich war sehr pflichtbewusst, ich war überwichtig. Ich bin zum Bahnhof gelaufen, was schon Quatsch war. An sich gab's ja auch schon keinen richtigen Zugverkehr mehr. Aber in der Tat, da kam noch ein Zug, eine S-Bahn, die nach Berlin zum Bahnhof Friedrichstraße fuhr. Wieso die kam, weiß ich nicht! Die kam und hielt und nahm mich mit. Da waren doch noch andere Leute drin. Denn an sich war ja alles schon in diesen Tagen zusammengebrochen. Dann bin ich gleich vom Bahnhof Friedrichstraße in den Keller. So kam ich in den Keller. Also, ich bin vom Bahnhof Friedrichstraße direkt ins Propagandaministerium in den Keller gegangen und war dann ungefähr noch zehn bis elf Tage dort drin.

Was mit dem Dr. Collatz geschehen war, hat mir später jemand erzählt. Der ist zu seiner Frau gefahren. Er hatte ein Töchterchen, ungefähr zehn bis elf Jahre, ein hilfsbedürftiges Kind, an dem die Eltern aber sehr hingen. Es war ihr einziges Kind. Er ist dorthin gefahren, hat beide mit an den Wannsee genommen, hat Frau und Kind erschossen und sich auch. Der hat alle drei Leben ausgelöscht. Der hatte also gar nicht die Absicht gehabt zurückzufahren, aber er

konnte mir ja auch nicht sagen, was er vorhatte, und er konnte mir auch nicht sagen, ich fahre nicht wieder zurück. Der ist mit der ganz festen Absicht schon dorthin gefahren und hat das absichtlich getan, weil er dachte, er hätte wohl keine Aussichten mehr fürs Leben.

Ob Dr. Collatz mir das Leben retten wollte? Sicher. Er wird sich wohl gedacht haben, wenn sie es einigermaßen kapiert, dann nutzt sie die Gelegenheit und bleibt auf dem Land.

Es ist ja auch nachträglich gesehen eine Riesendummheit von mir gewesen. Es war ja auch wirklich schon ein Zeitpunkt, wo man wusste, der Krieg ist nicht mehr zu gewinnen. Warum musste ich da unbedingt noch einmal hin? Es war schon blöd von mir. Aber wie es weitergeht, so weit habe ich nicht gedacht. Ich glaube, ich konnte auch nichts mehr fühlen, war direkt wie tot, blass, ausgelöscht. Es fällt mir schwer, über zurückliegende Ereignisse zu berichten und in welcher Verfassung man immer war.

Jetzt bin ich natürlich froh, dass ich alles immer gut bewältigt habe. Es hätte ja auch ganz anders sein können, aber dann hätte ich auch keine Gelegenheit mehr, darüber nachzudenken, dann wäre es auch für mich schon zu Ende gewesen. Heute denke ich: Für all das, was dir begegnet ist, an besonders Ungutem, an schlechten Dingen, na, damit bist du einigermaßen gut fertiggeworden. Da bin ich froh, und da bin ich auch zufrieden mit mir. Habe ich auch allen Grund dazu.

Es war ja auch immer wieder schön. Zwischendurch war ich sehr, sehr glücklich. So richtig langweilig war es eigentlich nie. Aber manchmal war es auch ein bisschen langweilig. Gott, so ein Leben kann ja nicht nur aus Höhen und Tiefen bestehen. Es gab dazwischen auch lange Pausen des Ausruhens. Die hatte ich, aber das hat doch jeder Mensch.

Aber zum Zeitpunkt des nahenden Zusammenbruchs waren wir dann alle mental am Ende. Es gab keine Wunderwaffe und kei-

ne Armee Wenck mehr, die auftauchte und uns retten würde. Man hat gar nicht mehr gedacht. Man hat die Hände in den Schoß gelegt und gedacht, wie soll das enden? Und da gab's dann eben ein paar ganz Doofe, zu denen gehörte ich auch, die dachten, die Armee Wenck, die ja von hinten die Russen angriff, würde es schon schaffen, das ist jetzt der Höhepunkt des Krieges. Die Armee Wenck tötet jetzt die russischen Soldaten, und alles ist überstanden. Sehr viele waren wir ja nicht mehr im harten Kern des Propagandaministeriums. Ich habe es nicht aus Vertrauen geglaubt. Ich habe einfach gedacht, eine andere Möglichkeit gibt es ja gar nicht, es gibt ja nur die eine Möglichkeit. Diese Armee existiert, die kommt, und die wird nun Tabula rasa machen, und dann ist alles gut.

Die Armee Wenck geisterte ja bis zu den allerletzten Tagen in unseren Hirnen herum. Irgendwann haben wir alle gemerkt, dass wir hinters Licht geführt wurden. Einige haben es doch ein bisschen früher gemerkt. Ich war so blöd, ich hab's fast bis zum letzten Tag geglaubt. Weil ich es mir einfach nicht anders vorstellen konnte. Wir konnten doch den Krieg nicht verlieren. Warum eigentlich nicht? Nein, wir konnten nicht. Das war die richtige Taktik, jetzt von hinten. Dabei wussten wir nicht mal, dass zu der Zeit die Russen schon in Deutschland waren. Ich war so was von blöd in der Zeit. Wenn man jetzt auch noch in der schweren Zeit, wo so vieles zu überdenken und zu überwinden war, wenn man da jetzt auch noch in einen Konflikt geriet, dass man alles falsch gemacht hätte – das wollte man sich selbst gegenüber gar nicht zugeben.

Ich denke, dass ich viel in meinem Leben falsch gemacht habe. Und damals, da habe ich nicht darüber nachgedacht. Da gehörte ich da hin, ich war immer sehr pflichtbewusst. Meine Arbeit, darauf konnte man sich verlassen, das klappte, das stimmte. Und wenn ich an einem Platz stand, dann hatte ich den auszufüllen. Das ist eigentlich mein ganzes Leben so gewesen, und auch damals. Ob die Arbeit nun gut oder schlecht war. Das war nicht vorherrschend, ob ich nun beim Rundfunk arbeitete oder da in dem

Propagandaministerium – war doch alles dieselbe Soße. Das spielte keine Rolle.

Damals dachtest du bloß immer: Huch, du bist noch am Leben. Auch wenn zu Hause alles kaputt war, aber du lebst noch. Ach, die Fenster sind schon wieder kaputt, die Türen gehen nicht zu, aber du lebst noch. Das war das Denken Tausender von Menschen, die täglich damit lebten. Das war nun gar nichts, das gehörte dazu wie das Luftholen.

Jedenfalls hockten wir noch wie die Ratten in diesem Bunker. Die Russen waren in Berlin. Plötzlich tauchten zwei Leute aus dem Funkhaus aus der Masurenallee auf, die ich kannte. Der eine war Hanne Sobek,[32] das war mal ein Fußballer, als Fußball noch nicht diese Bedeutung hatte wie jetzt. Er war einer der ganz tollen Fußballer und wurde im Rundfunk mit einem Posten der Abteilung Sport versorgt. Er und noch jemand, den ich aus dem Rundfunk kannte, kamen zu Fuß, da waren die Russen schon in der Masurenallee. Da saßen wir noch in dem Keller. Es gab kein Telefon mehr. Wir hatten keine Verbindung mehr nach außen und saßen wie die gefangenen Mäuse in dem Keller.

Und wir hatten noch einen der Obersten bei uns. Das war Hans Fritzsche und noch einige Referenten aus dem Propagandaministerium. Hans Fritzsche war der stellvertretende Berliner Gauleiter. Goebbels war, bei allen Ämtern, die er hatte, auch der Gauleiter von Berlin, und in dieser Eigenschaft war Herr Fritzsche Vertreter von Goebbels. Der saß mit uns zusammen. Wir hatten zwei Räume. Er war meistens mit diesen anderen Referenten beschäftigt. Aber dann gab uns Herr Fritzsche einen Auftrag. Wir mussten Lebensmittelsäcke mit Mehl und Reis und Nudeln ausschütten. Die wurden auseinandergetrennt oder -geschnitten, und wir mussten eine riesengroße, weiße Fahne nähen. Wir hatten aber auch kein Nähzeug. Wir haben es aber irgendwie geschafft und eine Fahne genäht.

Wir merkten auch, dass es in Berlin langsam stiller geworden war, und wenn man Schüsse hörte, merkte man, es waren Gewehrschüsse, nicht mehr diese Kanonenschüsse, es war so kleineres Feuer. Jedenfalls haben wir diese große Fahne zusammengenäht, irgendwie haben wir es geschafft. Und der Fritzsche, mit zwei Herren an der Seite, hat gesagt, er geht jetzt raus, obwohl draußen dauernd noch geschossen wurde, und versucht, zur Bendlerstraße durchzukommen, um mit den Russen zu sprechen. Er ist dann mit einigen Leuten losgezogen, hat uns dann da auch noch alleine gelassen, hat aber gesagt: »Bleibt hier, ich kümmere mich um euch. Wir gehen mit der weißen Fahne jetzt zur Bendlerstraße.« Da saß das Militäroberkommando der Russen.

Als die schon stundenlang weg waren, da drang dieser russische Haufen ein. Wir waren nun wirklich ein armer Haufen und hatten gar keine Führung mehr. Der Herr Fritzsche, den wir ja alle auch sehr mochten und schätzten, der hat uns dann auch noch im Stich gelassen. Also, wir hockten da wirklich wie Schlachtvieh. Wir warteten dann auf die Russen, und die standen ja dann auch plötzlich bei uns. Ein Trupp, so vielleicht fünf bis sechs russische Soldaten. Es waren in erster Linie mongolische Gesichter. Es waren total fremde Gesichter. Und natürlich mit angelegten Gewehren. Die hatten ja selber Angst, wenn sie in so ein Haus eindrangen, und da sind so viele Gänge und so weiter. Die waren ja darauf vorbereitet, dass sie irgendwie angegriffen wurden. Die schlichen so durch die Gänge und stießen dann die Tür auf.

Wir waren ungefähr so zehn Leute. Sie haben uns zusammengetrieben und wollten uns rausführen, also rausdrängen. Wir waren ja schon aus unserem Kellerloch raus, da hörte ich auch noch einen Schuss. Irgendjemand sagte noch, das war der Meier. Also, wir wurden rausgetrieben zum Ausgang in die Mauerstraße, das ist also der hintere Teil vom Propagandaministerium gewesen. Wir waren nach zehn Tagen zum ersten Mal wieder am Tageslicht. Wir waren alle grün im Gesicht, wir sahen alle grauenvoll aus. Und die schoben

uns mit ihren Gewehren irgendwo hin. Wir haben sicher gedacht, jetzt ist es zu Ende. Und da bog plötzlich von der Mauerstraße her ein Trupp zu uns. Eine weiße Fahne, zerrissen, aber immerhin als Fahne zu erkennen.

Ich weiß nicht, ob der Fritzsche noch dabei war. Aber einer dieser Männer, die mit ihm gegangen waren, war dabei. Es kann sogar sein, dass er auch dabei war. Auf jeden Fall russische Offiziere vorneweg. Dann wurden wir wieder zurückgedrängt in den Bunker.

Wir konnten keine Fragen stellen, wir waren Schachfiguren, die hin- und hergeschoben wurden. Und da saßen wir wieder. Und der Fritzsche war nicht mehr da. Ein paar Stunden haben wir noch gesessen. Dann kamen wieder russische Soldaten, aber die sahen auch ganz anders aus. Fesch, gute Anzüge, die kamen von der Militärkommandantur, vom Tschuikow,[33] so hieß er, Erster Kommandant in Berlin. Und der hat sich, nachdem der Fritzsche bei ihm war und die Kapitulation der Stadt Berlin vereinbart hatte, unserer angenommen. Diese Soldaten, die er uns jetzt schickte, gehörten zur Elite. Die haben uns dann wieder rausgeholt und haben uns zu Fuß von der Stadtmitte bis nach Tempelhof gebracht.

In Berlin war plötzlich eine Totenstille, nur Pferdegetrappel, ein paar Autohupen und Lastwagen mit russischen Soldaten sah und hörte ich, aber keine Schüsse mehr. Die Stadt war immer noch voller Leichen, die noch nicht weggeräumt waren.

Wir haben schon nichts mehr zur Kenntnis genommen. Da waren sogar schon russische Frauen in Uniform eingesetzt, um den Verkehr zu regeln.

An einer Ecke mussten wir halten, und da war ein älteres deutsches Paar. Und die standen mit uns und guckten noch, wie wir so umzingelt waren von den Soldaten, und fragten: »Seid ihr gefangen oder was?« Und wir sagten: »Wir wissen noch nicht.« Und dann kamen die Russen schon wieder mit »Dawai, dawai!« und drängten

uns vor und die beiden mit rein. Die Russen wollten schnell weg, und dann haben sie die einfach in unsere Gruppe reingedrängt.

In der Nähe vom Tempelhof steckten sie uns erst mal in so eine kleine Wohnung, eine Zweizimmerwohnung. Wir waren bestimmt zehn Leute. Da saßen wir dann.

Da verbrachten wir dann eine Nacht. Es gab auch nichts zu essen, nichts zu trinken, nichts. Dieses Ehepaar war auch immer noch bei uns. Und die weinten, als sie erfuhren, mit wem sie zusammengeschmissen worden waren, da waren die völlig verzweifelt. Und da waren ein paar Russen, die ein bisschen Deutsch konnten, und da haben wir erst mal alles getan, um den Russen klarzumachen, dass uns dieses Ehepaar völlig fremd war und nichts mit uns zu tun hatte. Und es an der Ecke nur rübergehen wollte und aus Versehen mitgenommen worden war. Die sind tatsächlich dann freigekommen. Die haben uns das abgenommen.

Dann haben die mich aber nicht mehr losgelassen. Und die Dame, mit der ich zuerst zusammen eingesperrt war, war eine Weißrussin. Deren Eltern sind 1918, bei der großen Revolution, aus Russland geflüchtet. Viele Weißrussen lebten ja in Berlin. Die waren ja für die Russen viel schlimmer noch als die Nazis. Denn das waren ja die eigentlichen Verräter. Und ihr Mann war Journalist, und ihren Mann hatten sie auch irgendwo aufgegriffen. Die wurde dauernd zu Verhören gerufen, die arme Frau wurde sehr gequält.

Als ich da von den Russen festgenommen wurde, dachte ich, der Krieg ist nun zu Ende. Jetzt geht es irgendwie normal weiter. Die Russen, die mich da vernommen haben, waren eigentlich auch ganz freundlich, es waren gut sprechende Dolmetscher dabei. Die waren nett, dachte ich, die lassen mich jetzt nach Hause gehen. Da war ich noch ganz guter Dinge.

Als wir in dem Zimmer da alle zusammensaßen und verhört werden sollten, da haben wir uns einige Sachen ausgemalt. »Wir sagen einfach, wir sind unterwegs gewesen und haben im Propa-

gandaministerium nur Zuflucht gesucht vor den Schüssen.« Andere sagten wieder: »Nein, keine Widersprüche. Der eine sagt dann dies, der andere sagt das.«

Ich habe mir gedacht, ich sage die Wahrheit. Ich sage, ich habe dort gearbeitet. Natürlich nur als Stenotypistin bei diesem schrecklichen Dr. Goebbels. Ich habe ihn nie gesehen, denn das ist ja ein großes Haus, da war ich ein viel zu kleines Mädchen. Ich hab ihn nie gesehen, aber ich habe dort gearbeitet. Ich habe vorher im Rundfunk gearbeitet und wurde dann dienstverpflichtet für das Propagandaministerium – das stimmte ja auch –, und dann habe ich ihn aber nie gesehen. Das stand damals alles in meinen Akten.

Denn ich dachte, wenn ich mal wieder vernommen werde und noch mal wieder vernommen werde – man hat ja von so was gelesen –, dann verspricht man sich, und die erwischen einen bei einer Lüge. Aber solange ich immer die Wahrheit sage, weiß ich, dabei kann ich bleiben, und das ist ja auch nichts Schlimmes. Dafür können die mich doch nicht bestrafen. An Selbstmord oder daran, erschossen zu werden, habe ich sowieso nicht gedacht. Die lassen mich doch jetzt nach Hause gehen. Habe ich noch gedacht.

Ich habe ja gar nichts getan, das hat sich ja herausgestellt, das wissen die ja nun. Und die haben mir auch nicht gesagt, jetzt behalten wir Sie hier. Die haben »danke schön« gesagt und mich wieder abgeführt. Und haben mich erst nach fünf Jahren entlassen.

»Das Böse gibt es. Den Teufel gibt es.
Gott gibt es nicht, aber den Teufel gibt es.
Es gibt aber keine Gerechtigkeit,
Gerechtigkeit gibt es nicht.«

BRUNHILDE POMSEL

»NICHTS HABEN WIR GEWUSST«

Inhaftierung und Neuanfang

Brunhilde Pomsel landet nach ihrer Verhaftung in dem sowjetischen Speziallager Nr. 2, das im August 1945 auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Buchenwald eingerichtet wurde. Dieses Lager war auf Befehl des Volkskommissars für Innere Angelegenheiten, Lawrenti Beria, eingerichtet worden, wurde von der Außenwelt fast vollständig isoliert und überwiegend zur Internierung von Nationalsozialisten, Mitläufern sowie Kriegsverbrechern genutzt. Häftlinge hatten keinen Kontakt zu ihren Angehörigen und waren auch sonst von jedweder Information aus der Außenwelt abgeschnitten. Zahlreiche Häftlinge kamen im Laufe der Gefangenschaft durch Krankheit und Unterernährung ums Leben.

Eine persönliche Schuld ablehnend, fällt Brunhilde Pomsel in ihrer Nachbetrachtung ihr Urteil über Joseph Goebbels und das Regime.

Hätte ich auf Herrn Dr. Collatz gehört, wäre ich nicht in dieses Konzentrationslager geraten und von den Russen von einem Lager ins andere geschleppt worden. Sicher hätte ich aus Berlin rausgehen sollen. Unsere Wohnung war kaputt, da konnte ich nicht bleiben. Das war nun mal mein Schicksal. Wer hat sein Schicksal schon noch in der Hand, gerade in solchen bewegten Zeiten? Es sind ja die wenigsten, die sagen können: Ich habe das und das aus dem und dem Grunde getan. Es geschah einfach mit uns! Aber ich hatte nun

mal das Pech gehabt, dass ich da aufgegriffen worden war. Wenn ich in meiner kaputten Wohnung gewesen wäre, dann wäre ich nicht im Ministerium gewesen, dann wären nicht die Russen gekommen und hätten mich da rausgetrieben. Wenn ich zu Hause gewesen wäre, wäre vielleicht gar nichts passiert.

Natürlich hat man sich nun Gedanken gemacht, ob man nicht etwas hätte tun können gegen die Nazis. Das war nicht möglich. Oder man hätte sein Leben dafür einsetzen müssen. Man musste mit dem Schlimmsten rechnen. Und es gab dafür genug Beispiele. Das alles war ein Riesenverbrechen, darüber sind sich nachher alle klar gewesen. Aber damals ... Wir wurden ja von der Propaganda bewusst so eingewickelt und sind da so reingerutscht. Gehörte natürlich schon auch eine große Portion Dummheit dazu. Aber es gehörte auch dazu, dass man auch keine Verbindung hatte. Wer hatte denn damals schon Verbindung zum Ausland? Niemand.

Und die wenigen, die versucht haben, Widerstand zu leisten – wem hat das genützt? Die leben ja alle nicht mehr. Viele hatten sich etwas ganz anderes von diesem Staat erhofft. Und durch Empfehlung sind sie schnell in die Partei und wollten teilhaben. Ein richtiger starker Wille, mit Absicht und Überzeugung in die Partei zu gehen, den hatten eigentlich dann doch nur die, die in erster Linie der SS angehörten. Und auch natürlich die SA. Aber die auch schon nicht mehr so. Die SA, die waren so für das gemeine Volk. Die SS, die waren schon ein bisschen mit Vorsicht zu genießen.

Wie auch immer ich in diesen politischen Kessel reingeraten bin – ich war trotzdem außerhalb. Ich denke darüber nicht nach. Ich wüsste auch nicht, wie man das noch hätte verhindern können. Es wird immer dumme Menschen geben, die den falschen Leuten folgen. Und die haben es ja auch teuer bezahlen müssen. Eigentlich kann ich mir eine Wiederholung nicht vorstellen. Aber ob die Menschen daraus gelernt haben – ich weiß es nicht.

Deutschland war nach dem Ende des Ersten Weltkrieges zu führungslos. Da waren keine Persönlichkeiten da. Deswegen hatte der Hitler ja ein sehr leichtes Feld. Zu viele Arbeitslose, das war ja sein ganzer Rückhalt.

Wir haben ja jetzt eine ganz andere Regierungsform, Lebensform und auch Regierungsform.

Nein, ich glaube, dass so etwas noch mal passiert, wäre jetzt nicht mehr möglich. Natürlich hätte man den Nationalsozialismus verhindern können. Aber damals standen sich ja nur noch die Extreme gegenüber. Die ganz strengen Gegensätze zwischen Kommunismus und Nationalismus. Das ist eigentlich gar nicht mehr so scharf jetzt.

Ich habe erst nach der Gefangenschaft erfahren, was passiert ist. Die anderen Menschen in Deutschland wurden langsam damit vertraut gemacht. Nach Ende des Krieges und den Nürnberger Prozessen, da haben sie langsam erfahren, was überhaupt in dieser Zeit alles geschehen ist. Das ist genauso schlimm, wenn man es langsam erfährt. Aber jeden Tag ein bisschen, jeden Tag ein bisschen. Man wird daran gewöhnt. Damals, als ich auf einmal von diesen Sachen im KZ erfuhr, von diesen Bildern, von diesen Massengräbern, da wurde ich wach. Aber das ist doch nicht unsere Schuld gewesen, wenn man das nicht gewusst hat. Und das wird auch nie meine Schuld werden. Nein. Ich war ja sogar selbst in Buchenwald und Sachsenhausen gefangen und in einer Fabrik in Ostberlin, die von den Russen besetzt war, war also nie in einem russischen Gefängnis, und auch dort haben wir nichts von den Dingen erfahren, die dort geschehen waren. Wir waren isoliert.

Und was Goebbels betraf – so richtig begriffen, was für Menschen der Goebbels und seine Frau gewesen sein müssen, habe ich erst am Ende. Sie hätten doch flüchten können. Ich frage mich vor allem, warum sie sich und insbesondere die Kinder umbringen mussten? Gut, es waren die Russen da, aber die Hanna Reitsch[34]

hatte ihnen angeboten, sie auszufliegen. Die konnte mit ihrem kleinen Flugzeug angeblich noch so landen, dass sie die Kinder und auch die Familie noch hätte rausfliegen können. Vor allem die Haltung der Mutter begreife ich nicht.

Es wird auch erzählt – ich weiß nicht, irgendwann habe ich das mal gehört –, dass die Älteste sich furchtbar dagegen gewehrt hat, diese Pille einzunehmen. Die haben ja wohl vorher eine Einschläferungspille bekommen. Das Kind soll gewusst oder geahnt haben, was mit ihm geschieht, soll sich gewehrt haben. Man kann sich das gar nicht vorstellen.

Dass Goebbels sich das Leben genommen hat, gut, ihm blieb sicher nichts weiter übrig. Aber alles andere ist Feigheit. Die Kinder da einzubeziehen – unentschuldbar! Die Kinder hätten gelebt und wären eigene Menschen geworden. Nein, das ist so brutal. Wie eine Mutter die Kinder, die sie zur Welt gebracht hat, töten kann. Dann auch noch so ein überlegter Mord. Ein spontaner Mord, da gibt es manchmal ja noch Entschuldigungen dafür. Aber das ist bestimmt ein so großes Verbrechen, wie der ganze Krieg. Also, Menschen, die dieses ganze Drama veranlasst haben, die sich dann auf diese Art aus dem Staub machen und die Verantwortung auf die Nächsten übertragen, das sind für mich ganz feige Hunde. Die schlucken da so eine Pille, und weg sind sie. Der Göring, einmal draufgebissen, weg war er. Die anderen müssen Rede und Antwort stehen. Aber der wirklich Verantwortliche saß ja ganz oben. Der Hitler!

Dass es Konzentrationslager gab, das wusste ich seit ewigen Zeiten, aber dass sie Menschen dort vergast und verbrannt haben – niemals. Wenn ich mir vorstelle, dass ich selbst in Buchenwald unter so was gestanden habe, wenn wir zum Baden geführt wurden ... Man musste sich seiner Kleider entledigen, man musste sie auf einen Haken hängen, also Haken Nr. 47, das war meiner. Und während ich dusche, da wird die Kleidung gereinigt und wird dann in einen anderen Raum gehängt mit wieder derselben Nummer. Sodass ich

sie nachher wiederfinden konnte. Ich stand derweil, eine Viertelstunde, in einem großen Saal mit Fliesen. Und oben waren in bestimmten Abständen große Duschen. Und dann kam das Wasser raus, und da stellte man sich drunter, dann wurde angestellt, und dann sprudelte das schön. Ein Stückchen Seife hat man bekommen, dann konnte man sich waschen und alles. Und die Dusche ist eine ganze Zeit warm – bis es kalt wurde, und dann raus in diesen anderen warmen Raum, der war immer schön warm. Dann zog man sich an und ging wieder. Da ist mir hinterher noch schlecht geworden bei der Vorstellung, dass an demselben Ort, auf den wir uns immer freuten, weil wir endlich mal wieder Warmwasser an uns kriegten, denn in den Baracken gab es ja nur kaltes Wasser, dass dieselben Sachen benutzt wurden, um Gas dadurch zu schicken, um die Juden zu töten. Ich weiß nicht, wie sie es genau gemacht haben, aber man hat sie so getötet.

Aber ich fühlte mich absolut schlecht und falsch behandelt, dass nun ausgerechnet ich von den Russen mitgenommen worden war. Weil ich ja nichts getan hatte, als bei Herrn Goebbels zu tippen. Nein, also ein Schuldbewusstsein kann ich in mir nicht wach werden lassen. Schuldig bin ich, wenn ich etwas tue. Ich habe nichts getan, als das Pech gehabt zu haben, an dem Tag nicht zu Hause gewesen zu sein, als die Russen das Propagandaministerium durchkämmten.

Natürlich bin ich aber schuldig im Sinne der Dummheit. Aber das haben doch alle nicht gewollt. Die haben sich doch alle einen neuen Aufschwung nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg versprochen, was in den ersten Jahren ja auch geschehen ist. Ein Wiederaufblühen eines gedemütigten Volkes, das den Krieg verloren hatte und in seinen Verträgen wohl nicht zu irgendwelchen Rechten gekommen ist, die auch daraus hätten erwachsen können.

Von den Gräueltaten wussten vor allem jene Menschen, die auch in direkter Verbindung zu den Anstalten und zu den Gefäng-

nissen standen. Und die haben nicht darüber gesprochen, schon aus Angst, dass sie es dann selber büßen müssen. Das waren nicht mal immer nur Parteigenossen. Davon waren bestimmt sehr viele einfache, schlichte, vielleicht ein bisschen dümmliche, auf jeden Fall politisch dümmliche Menschen, die sich darüber nicht so Gedanken gemacht haben.

Ich war keine Mitläuferin, dann hätte ich mehr wissen müssen. Ich bin mehr oder minder durch eine Unbedachtheit in diese blöde Partei geraten, wo die meisten drin waren.

Aber ich hatte mit der Gefangenschaft dann auch Glück im Unglück. Zuerst hatte ich wahnsinnige Angst, als die Russen schon die deutsche Grenze überschritten hatten – vor dem, was sie mit deutschen Frauen anstellten. Ja, das war ja für uns alle unvorstellbar.

Aber das geschah nicht, und wo es einen damals hintrieb, wusste niemand. Die meisten standen nach Kriegsende jedoch da und wussten nicht, wovon sie leben sollten. Ihre Firmen waren kaputt, von denen sie ihr Gehalt bekamen. Das Geld hatte keinen Wert mehr. Ich erinnere mich nur, dass wir im Sommer 1945 im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald vor den Baracken saßen. Wir mussten nicht arbeiten, saßen nur herum und sprachen über zu Hause, und was sein wird, wie wohl alles weitergehen würde. Und ich weiß noch, dass ich einmal sagte: »Wir haben wenigstens bei den Russen morgens, mittags und abends unsere Graupensuppe. Wer weiß, ob unsere Leute zu Hause immer satt werden.« Uns fehlte ja jede Information, wie es den anderen in Deutschland erging.

Es waren auch Wechselbäder, die man da durchgemacht hat. Selbst in der Gefangenschaft in Buchenwald habe ich schöne Augenblicke gehabt, die ich nie vergessen werde. In Buchenwald hab ich auf der Bühne gestanden, in einem kleinen primitiven Theaterstück, von einem Häftling verfasst und von einem sehr netten russischen Kapitän gefördert, der leider nachher nicht mehr der Lagerkommandant

war. Der wurde abgelöst, allerdings auch von einem sehr deutschfreundlichen Mann, der sehr viel für die Gefangenen getan hat.

In Buchenwald war schon von den Nazis ein richtiges Theater eingerichtet worden, eine Bühne mit einem Orchestergraben für die damals bevorzugten Gefangenen, auch für die Leute, die dort arbeiteten, dass die eine Abwechslung hatten. Das hat er alles in Ordnung bringen lassen. Und dann hat er in erster Linie auch für seine russischen Soldaten, für seine Wachsoldaten zuerst so Clownerien aufführen lassen, so Verkleidungen, so Sachen aus Zirkusgeschichten, mit Seife-über-den-Kopf-Gießen oder was weiß ich.

Sie müssen sich vorstellen, da waren ja auch Leute wie der Heinrich George im Lager. Wir hatten einen Intendanten vom Nollendorf-Theater, der war bei uns als Häftling, wir hatten Philharmoniker, Orchesterleute, denen haben die Russen Instrumente besorgt. Die sind einfach losgezogen und haben den Privatleuten die Geigen und Flöten weggenommen und ins Lager gebracht und eine wunderbare Musikkapelle zusammengestellt. Es war in erster Linie dann für die russischen Soldaten gedacht, aber immer mehr schlich sich auch so ein bisschen was Deutsches ein.

Und dann hat der Lagerkommandant erlaubt, dass ein deutsches Stück von diesem Intendanten einstudiert wurde. Acht Tage bevor es aufgeführt werden sollte, ist ein Mitglied dieser Theatergruppe, ein weiblicher Häftling, mit einem russischen Soldaten erwischt worden. Der Soldat wurde zurückgeschickt und das Mädchen sofort aus der Theatergruppe genommen, und das Stück war ohne Hauptdarstellerin. Ganz schnell wurde ein Ersatz gesucht. Für *Die Meisterschülerin,* so hieß das Stück. Da wurde ich gefragt, ob ich in der Lage wäre, das auswendig zu lernen. »Natürlich kann ich das!«, habe ich gesagt.

In der Gefangenschaft hat man sich natürlich auch Gedanken gemacht. Wieder ein Jahr vorbei. Wieder sitzt man da drin. Was mache ich denn, wenn ich nach Hause komme? Kriege ich da überhaupt den Anschluss wieder? Ich hatte schon einen. Denn bei

den Russen habe ich in einer Schneiderwerkstatt aushelfen müssen. Ich war nie lange untätig.

Ich hab zwischendurch immer wieder so viel Glück gehabt. Ich kam zurück im Januar 1950 und sperrte Mund und Nase auf, als ich hörte, was es alles gibt. Und da gab's auch plötzlich einen neuen Rundfunksender, und die nahmen mich sogar auf als Sekretärin. Als ich zurückkam, habe ich erst gedacht, ich könnte beim Sender RIAS Berlin anfangen. Nein, die nehmen sicher keine ehemaligen Nazis. Du hast im Propagandaministerium gearbeitet, du bist ein Nazi. Gut, dann bin ich eben ein Nazi. Aber sie machten da keine Ausnahme. Dann bin ich aber beim Südwestfunk gelandet, da kannten mich einige Leute noch von früher. Frühere Reporter, die in Propagandakompanien und über den Krieg berichtet hatten. Die saßen da schon wieder. Ich weiß nicht mehr genau, wer es damals alles geschafft hat, aus dem Promi rauszukommen. Der Kurt Frowein hatte es geschafft, aber ich habe ihn nie wiedergesehen. Und der Naumann auch, der war bis zuletzt beim Führer mit im Hauptquartier und hat zusammen mit Martin Bormann[35] und Schwägermann den Durchbruch aus Berlin geschafft.

Der Dr. Naumann hat sich bei mir noch einmal gemeldet, als ich bereits in Baden-Baden war. »Liebes Fräulein Pomsel, ich freue mich, dass Sie zu denen gehörten, die den fürchterlichen Krieg überstanden haben, und dass es Ihnen wieder gut geht und Sie eine sehr schöne Stellung im Südwestfunk gefunden haben. Ich wäre sehr glücklich, wenn Sie sich bei mir melden würden. Ich habe einige gute Freunde wiedergetroffen.«

Naumann hatte auch Werner Titze getroffen, das war der damalige Chefredakteur beim Südwestfunk und ein Schulkamerad von Naumann, beide waren in Görlitz geboren und haben sich wohl zufällig in Bonn wiedergetroffen. Da sind sie Leute vom Reichsrundfunk und vom Promi durchgegangen, wen sie kennen oder nicht kennen, und stießen dann auf mich.

Ich bin glücklicherweise zu meinem damaligen Chef gegangen,

dem Programmdirektor Lothar Hartmann, mit dem ich später nach München gegangen war. Ich habe ihn gefragt, was er davon hält, und er hat mir abgeraten, mich bei Naumann zu melden. Das habe ich dann auch nicht getan, und prompt lese ich ein paar Tage später im *Spiegel,* dass er an einer Verschwörung beteiligt war, um die FDP zu unterwandern. Er war immer noch ein Nazi. Ich habe dann nie wieder was gehört von ihm. Die waren ja alle noch ein paar Jahre älter als ich, die leben alle nicht mehr.

Es geht ja immer wieder durch die Presse. Irgendeiner taucht auf. Nazis, die sogar später noch, nach dem Krieg, in deutschen Gerichten gearbeitet hatten. Viele haben es ja gut verstanden, sich vor der Verantwortung zu drücken. Ich habe das nicht verstanden. Ich habe auch gar keine Veranlassung dazu gesehen.

Ich habe die ganz furchtbaren Dinge wirklich erst nach meiner Gefangenschaft erfahren, auch von dem Ausmaß der Judenverfolgung und den KZs. Ich habe bis zu meiner Entlassung mit keinen Menschen mehr gesprochen, keinen Angehörigen, keinen Kollegen, nichts mehr. Ich war in den Händen der Russen, und damit hatte es sich. Und alles Spätere – die Nürnberger Prozesse, eine neue Währung, eine DDR – alles habe ich erfahren, als ich im Januar 1950 nach Hause kam, meiner Mutter 24 Mark auf den Tisch legte und sagte: »Mama, das habe ich in fünf Jahren verdient.« Das hatte man mir nämlich am letzten Tag ausbezahlt. Und darauf sagte meine Mutter: »Kind, das kannst du gleich in den Papierkorb tun, das ist ja Ostgeld.«

Ich weiß so komische Details. Beim ersten Abendessen: »Mama, seit wann essen wir denn immer Weißbrot?« Sagt sie: »Weißbrot, das ist doch kein Weißbrot.« Es war das normale Brot, für mich war es ein Weißbrot. Kannst du dir vorstellen, was wir im KZ bekamen, das war Schwarzbrot, aber was für eins. Für mich eine völlig neue, veränderte Welt.

Ich wurde damals bei der Vernehmung auch gefragt, ob ich irgendwo eine Zyankalikapsel hätte. Hat mir nie einer angeboten.

Ich hätte sie genommen, aber nicht für mich. Aber genommen hätte ich sie. Ich hatte nicht die Absicht, aus dem Leben zu gehen. Aber vielleicht hätte ich sie doch genommen in Sachsenhausen. Da war ich nämlich wirklich am Ende meiner Kräfte. Das war aber ein Vierteljahr, bevor ich entlassen wurde. Da hatte ich mal ein Messer, das man ja auch nicht haben durfte. Ein stumpfes Messer. Ich weiß noch genau, wie ich mit diesem Messer immer rumgespielt habe und mir dachte: Wie macht man das, sich die Pulsadern öffnen? Aber mit dem stumpfen Messer komme ich da gar nicht durch. Also nur in Gedanken gespielt, und dann habe ich es auch gleich wieder weggelegt und habe mir gedacht: »Nein, nein, so einen Quatsch mache ich nicht.« An sich neige ich nicht dazu, so schnell die Flinte ins Korn zu werfen. Ich weiß, dass eine Sekretärin des Führers geschrieben hat, wie stolz sie darauf war, von Hitler so eine Kapsel bekommen zu haben, aber aus dem Propagandaministerium war kein Mädchen drüben im Führerbunker.

Auf jeden Fall habe ich dann doch immer wieder Glück gehabt. Irgendwann war immer mal wieder ein Ausweg. Der war dann meistens immer ganz anders. Ich war oft verzweifelt, es ist aber immer irgendwie weitergegangen und hat mich das werden lassen, was ich jetzt bin. Ich bin natürlich nicht mehr dieses kleine naive, die Welt ganz lustig findende Mädchen, ich habe die Welt von allen, von vielen Seiten kennengelernt.

Und dann war da noch Eva Löwenthal, die mir nie aus dem Kopf gegangen war. Was aus ihr geworden war. Ich habe erst Jahrzehnte später bei einem Besuch einer Gedenkstätte in Berlin erfahren, was mit ihr geschehen war. Ich habe mir alles angesehen und bin zu einem der Verwalter gegangen und habe nachgefragt, ob sie einem auch etwas über Vermisste sagen könnten. Ich hatte ja nur ihren Namen und ihr ungefähres Alter. »Ich vermisse eine Eva Löwenthal«, habe ich gesagt. Dann ist er mit mir zu einem Apparat gegangen, da liefen die Namen nur so runter. Und da haben wir sie

gefunden, ein Jahr älter oder ein Jahr jünger als ich. Demnach war sie verstorben, und die Jahreszahl stand auch dabei. Es war ganz am Ende des Krieges, Anfang 1945. Mehr konnte man nicht erfahren.

Eva hat immer mit uns allen am Tisch gesessen. Eva gehörte dazu. Sie war ein kluges Mädchen, die hatte viel gelesen, da kam ich mir oft sehr blöd vor. Dachte ich: du mit deiner Volksschulbildung. Und nun war sie tatsächlich tot. Ich hatte es damals nicht erfassen können. In meinem Bezirk spielte die Judenverfolgung ja keine so große Rolle wie in anderen. Die meisten waren rechtzeitig weggefahren, hatten das Geld und Verbindungen ins Ausland. Aber sie wohnten ja auch meistens für sich. Sie blieben für sich. Beispielsweise der Bekanntenkreis von meinem Chef Dr. Goldberg, der mich auch zu seinen kleinen Festen eingeladen hatte, das war die gesamte Sippe der Firma Schuhhaus Leiser. Die waren ja gebärfreudig bis zum Gehtnichtmehr. Die haben viele Kinder in die Welt gesetzt. Schon die Vermögensverhältnisse haben sie gar nicht zusammenkommen lassen mit anderen wie uns. Auch die Ausbildung, die meisten jüdischen Kinder besuchten ja Privatschulen.

Eva war für uns etwas Besonderes. Wir wussten, die muss ein bisschen beschützt werden, und sie hatte ja auch kein Geld. Sie konnte sich ja nicht einmal bewerben. Man musste ja bei einer Bewerbung angeben, welcher Glaubensgemeinschaft man angehörte. Das war so. Doch diese Unterschiede gab es auch unter den Juden. Auch da gab es viele arme Schweine. Auch die Rosa Lehmann Oppenheimer. Sie hatte dieses kleine Seifengeschäft. Da war ich als Kind sehr gerne. In ihrem Laden roch es immer nach Petroleum. Und sie selber stank immer nach Petroleum. Und trotzdem, wenn sie in das große Bonbonglas reingriff mit ihrer nicht immer sehr sauberen Hand und mir dann eine ganze Hand voller nicht eingewickelter Bonbons in die Hand drückte, war sie natürlich der liebste Mensch auf der Welt. Rosa Lehmann Oppenheimer. Die ist abgeholt worden, ist mir später mal erzählt worden, später. Sie gehörte zu den armen Juden. Solche gab es ja auch.

»Nachdem Hitler an der Macht war,
war es für alles zu spät.«

BRUNHILDE POMSEL

»SCHULDIG WAR ICH NICHT«

Das Resümee einer Hundertdreijährigen

Das alles ist wie mit allen Dingen. Auch das Schöne hat Flecken. Und auch das Schreckliche hat Sonnenstellen. Es ist nicht schwarzweiß. Es ist immer ein bisschen grau drin, in beidem.

Ich habe mich nie in der Masse bewegt. In der Masse war ich nur, wenn ich zum Turnen ging, wenn ich mich verabredete zu Reisen, wenn ich Bridge spielte, dann waren wir auch eine sehr erfreuliche Masse. Ich bin an sich ein Einzelgänger, ich hab nicht einmal geheiratet oder Kinder zur Welt gebracht. Nicht, weil ich etwas gegen die Ehe habe, und ich hätte sogar gern ein Kind gehabt, aber früher konnte man ja kein Kind haben, ohne verheiratet zu sein. Das wäre ja eine Schande gewesen, dem hätte ich mich nie aussetzen wollen.

Aber ich bin sehr gerne allein, immer schon gewesen. Ich glaube, diesen Wunsch hatte ich schon als Kind, als es kein eigenes Zimmer für mich gab. Immer mit den Jungs, und es war immer so eng. Ich wollte immer viel alleine sein, aber trotzdem viel mit netten Menschen beisammen sein. Das ist vielleicht ein bisschen Egoismus. Aber zumindest kein Egoismus auf Kosten anderer. Natürlich gehört man trotz allem dazu. So ein Individualist bin ich ja nun auch nicht. Solange ich die Dinge, die mich erfüllen oder begeistern, für mich durchsetzen kann und ich nicht das Gefühl habe,

dass mich die Masse dabei stört, bin ich auch dabei. Und wenn ich nicht im Propagandaministerium dabei gewesen wäre, dann hätte sich die Geschichte genauso abgespielt. Es kommt ja auf mich alleine überhaupt nicht an.

Jeder Einzelne gehört ja irgendwo hin. Natürlich! Es ist ja immer eine Beeinflussung da. Manchmal liegt sie in der Erziehung, manchmal in dem Kreis, in dem man sich befindet, ich weiß es nicht.

Wir waren in Deutschland zur Zeit vor Hitlers Machtergreifung ja vorher schon nicht besonders offen. Es war früher eine völlig andere Welt. Dieses enge Leben können viele heute gar nicht mehr begreifen. Das fängt an bei der Kindererziehung. Wenn sie ungezogen waren, wurden sie versohlt. Mit Liebe und Verständnis kam man da nicht weit. Vom Klaps hinter die Ohren, bis Hosen runter. Gab's drei Schläge drauf, damit war der Fall erledigt. Da war man auch nicht nachtragend.

Und wer hatte denn schon Freunde in Amerika oder sonst wo? Eine Schulfreundin von mir lernte den Beruf einer Friseuse, und noch als Lehrmädchen hatte sie das Glück, mit der *Bremen* – ein tolles Schiff, das zwischen Deutschland und Amerika verkehrte – fahren zu können. Ja, die wurde beneidet, so eine tolle Stellung zu bekommen. Allein das Ausland, wir kannten doch alle keine Ausländer. Und Rundfunk gab es zuerst ja auch nicht. Und gar nicht zu sprechen von all dem anderen technischen Quatsch, den es jetzt gibt. Nichts. Wir saßen doch auf einer Insel, nicht nur wir, die anderen Länder waren ja für sich genauso. Es gab nicht das Netzespinnen, nur für den Handel, und das war auch eine abgeschottete Klasse für sich. Wir waren unentwickelt. Wer sich heute noch der Moderne versucht zu entziehen, na, dem ist nicht zu helfen.

Von Jungen oder Heranwachsenden erwarte ich, dass sie einfach vernünftig über diese Dinge denken. Einer gewissen Beeinflussung sind wir natürlich immer auch erlegen. Die meisten Menschen

sind in einem gewissen Alter begeisterungsfähig und setzen sich für etwas ein. Aber das hält nicht an. Nachher, wenn das Leben für sie ernster wird und sie Verantwortung übernehmen müssen, vielleicht sogar eine Familie haben, dann hört das langsam auf. Was damals passierte, kriegt man am besten mit unzufriedenen Massen zustande. Die haben ja Zeit, auf die Straße zu rennen.

Ich habe mich früher nie für Politik interessiert. Der Verlauf der politischen Entwicklungen interessiert mich jetzt, wo ich älter werde, schon mehr. Davor gab es für mich wichtigere Dinge, persönlicher Art.

Für seinen nationalen Egoismus und seine Taten hat Deutschland seine Strafe bekommen. Für seine Nachlässigkeit, auch für seine Uninteressiertheit. Das könnte eigentlich jetzt nur noch wenig passieren, denke ich.

Es ist ja schwer, wenn man durch so eine Zeit gegangen ist, wie durch so ein Wellental. Letzten Endes bleibt es aber nur mein einziges Leben, mein Schicksal, und letzten Endes hat doch immer jeder nur an sich gedacht. Da habe ich manchmal ein bisschen ein schlechtes Gewissen, irgendwie ist man selber schuld, und dann denke ich: Bist eigentlich doch immer wieder gut weggekommen bei allem. Ich habe ja doch auch von all den schrecklichen, hässlichen Dingen ein bisschen mehr mitgekriegt als der gewöhnliche Mensch. Aber das habe ich auch immer ausgehalten.

Jetzt würde ich mich als junger Mensch anders verhalten, als ich es früher getan habe. Und hier fängt das doch sehr viel früher an. Auch dass die jungen Menschen einbezogen werden in alles, auch so in Rundfunk und Fernsehen.

Wir haben das Schicksal vielleicht doch mehr in der Hand heute. Und es sträubt sich in mir alles gegen diese Unwahrscheinlichkeit, dass da jemand ist, der über unser Schicksal entscheidet. Das ist doch eine grauenvolle Vorstellung. Dass da eine Persönlichkeit ist – Gott –, die darüber entscheidet, dass so grauenvolle Dinge geschehen. Denke ich gar nicht an mich, was mir passiert ist. Ich

habe nur Pech gehabt, aber nichts war grauenvoll. Im Gegenteil, manchmal hab ich es mir selber schwer gemacht durch meine Empfindlichkeit. Manche haben mich auch schon für die große Schnauze kritisiert. Man hat mich manchmal entweder überhaupt nicht gesehen, ich war ja so klein und unscheinbar, aber man hat mich, je mehr man mich kennenlernte, umso mehr gemocht. Bilde ich mir ein. Ich habe schon auch Minderwertigkeitskomplexe gehabt. Aber ich habe auch ein gewisses Selbstbewusstsein, das gebe ich zu, das habe ich. Ich glaube, ich bin eine gute Kameradin.

Ich habe mir im Leben auch viel Gutes getan. Angenommen, ich hätte geheiratet und hätte Kinder ... Ich weiß nicht, kann man ja auch nie sagen, was man da für einen Partner gehabt hätte. Ich hätte nicht so viel an mich denken können, wie ich es jetzt doch getan habe. Ich habe mir viele Wünsche erfüllt, auf die viele verzichten mussten, durch Krankheit, durch Kinder, durch unglückliche Ehen usw. Eine gewisse Feigheit habe ich dadurch auch, mich nicht allzu sehr in Risiken zu begeben. Eine gewisse Vorsicht habe ich und eine gewisse Schlauheit. Aber stolz bin ich auf nichts. Aber ich freue mich immer hinterher, dass ich mal wieder was geschafft habe. Ich bin nicht so, dass ich unbedingt etwas durchbringen muss, aber wenn mir etwas geglückt ist: Nun ja, wenn ich zufrieden bin, das ist ein schöner Zustand.

Nur diese ewige Frage nach der Schuld habe ich früh für mich beantwortet. Nein, ich hab keine Schuld. Überhaupt keine Schuld. Woran denn? Nein, ich würde mich nicht als schuldig betrachten. Es sei denn, man wirft dem ganzen deutschen Volke vor, dass es letzten Endes dazu beigetragen hat, dass diese Regierung überhaupt ans Ruder gekommen ist. Das sind wir alle gewesen. Auch ich.

Es war auch nie mein persönlicher Wille, ins Propagandaministerium zu gehen. Das war ja eine Anordnung, eine Dienstverpflichtung, und es kann sich wohl keiner vorstellen, was das damals hieß. Da bin ich hinbeordert worden. Ich habe mich ja nicht beworben.

Das war eine Versetzung, und der musste ich Folge leisten. Wenn ich gesagt hätte, ich will nicht, dann hätten die gesagt: »Was heißt, Sie wollen nicht? Das gibt es hier nicht.«

Und nachweislich war in der Abteilung, zu der ich eigentlich gehörte, der aktuellen Abteilung im Rundfunk, 1942 auch keine Arbeit mehr. Das hatte solche Auswüchse, dass Mitarbeiterinnen, die ja auch noch Hausfrauen waren, ihr Gartengemüse, das sie angebaut und geerntet hatte, mit in die Büros schleppten, und da sie keine Chefs hatten und keine Diktate mehr bekamen, haben die die Bohnen geschnipselt und haben ihre Einmachgläser gefüllt und haben die wieder nach Hause geschleppt auf dem Fahrrad. Und, ja, es fiel mir nicht schwer, die Abteilung zu verlassen. Meine Männer aus dem Rundfunk waren ja alle weg. Alle weg. Die waren alle im Krieg. Die, die Glück hatten, waren in Paris, und die haben mich alle nicht vergessen. Wir haben auch alle geträumt davon, wenn der Krieg dann aus ist, dann finden wir alle wieder zusammen.

Irgendwie musste ich mir damals nun mal mein Geld verdienen, und das war doch alles sehr ehrenvoll und ordentlich gewesen. Und dass ich nachher da im Promi gelandet bin, war alles ein bisschen naiv, das war ich manchmal. Aber ich habe keine Schuld. Und wenn, die hätte ich aber zigmal abgetragen.

Ich glaube nicht, dass die Menschen noch mal so dumm sind, dass sie noch mal so reinfallen könnten. Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich meine, ich nehme die Masse immer noch als Masse wahr. Aber ich sehe auch, dass die Menschen mehr träge und ein bisschen faul im Nachdenken und Kritisieren sind. Und wenn sie satt sind, ja, dann läuft schon alles ganz gut. Wenn ihnen jemand einen Teil ihrer Sorgen abnimmt, das geschieht ja auch in der Politik. Und wenn nicht? Wer weiß!

Ich wundere mich manchmal, wie junge Menschen – das sind jetzt Beobachtungen, die ich durchs Fernsehen habe –, wie die sich mit solchen Problemen schon herumschlagen. Wir haben das nicht getan. Überhaupt nicht. Die sind alle für mich sehr viel reifer, und

das erkenne ich sehr an. Ich wünschte, unsere Erziehung wäre auch so gelaufen, aber wir mussten mehr parieren, und das ist ja leichter mit Strenge und gelegentlich mal Strafe. Da funktioniert alles besser, es ist mehr Ordnung da. Ob das erstrebenswert ist, das ist was anderes.

Ich muss jetzt oft, wenn ich im Fernsehen junge Menschen, Schüler noch, in der Diskussion sehe, denken: Herrgott, was haben die schon für ein Selbstbewusstsein, eine Fähigkeit, sich auseinanderzusetzen mit dem Leben, das vor ihnen liegt.

Wir waren doch blöd früher. Über alles nachzudenken, dafür war entweder gar keine Zeit – bei einfachen Leuten, weil sie arbeiten mussten, und bei den anderen, also in meinem Kreis war man von solchen Problemen ziemlich unberührt. Das hat uns nicht belastet und beschäftigt, wie es mich jetzt beschäftigt, wo das Leben hinter mir liegt. Jetzt interessiert mich das viel mehr. Ich will Ihnen damit nur klarmachen, wie man als junger Mensch, der so einfach losgelassen wird aufs Leben, ja irgendwo eine Richtung braucht. Das soll aber nicht immer eine Beeinflussung sein. Das wird in der heutigen Zeit besser wahrgenommen.

Heute sehe ich im Fernsehen Schüler, die für die bevorstehenden Wahlen versuchten, fremde Menschen zu überzeugen. Ich habe die Jungs und Mädchen bewundert, die waren um die 16 Jahre alt. Die Älteren haben oft sehr abweisend reagiert: Interessiert mich nicht, quatsch mich nicht an oder Ähnliches. Die haben die links liegen lassen. Mit welchem Eifer diese jungen Menschen auf alte und ältere Menschen zugingen und sie versuchten, auf Probleme hinzuweisen. So was gab es früher nicht. Wir waren damals uns selbst überlassen. Es sei denn, man trat in einen Pfadfinderclub oder in den Bund Deutscher Mädel ein. Ich persönlich wollte das aber alles gar nicht. Bloß nichts mit einer Uniform und in der Masse mitmarschieren.

Ich bin jemand, der sehr mit den jungen Menschen mitdenken kann. Ich hab viel Gemeinsames mit ihnen. Ich gehöre nicht zu

den Erwachsenen, die die Kinder als Besserwisser oder noch nicht reif genug sehen, um sich ein Urteil zu erlauben. Ich glaube, dass Kindern sehr viel bewusst ist, manchmal müssen sie noch nicht mal zehn Jahre alt sein, wenn sie in die richtigen Hände kommen, dass man erkennen kann, was in ihnen vorgeht.

Wenn ich alleine an meine Erziehung denke. Ich kann mir nicht vorstellen, dass mein Vater solche Sachen mit uns besprochen hätte. Wir durften nie wissen, welche Partei er gewählt hatte. Es waren ja oft genug Wahlen. Wir wollten da immer mal wissen: »Was habt denn ihr gewählt?« Dann hieß es immer: »Das geht euch nichts an!«

Das darf man nicht tun. Wäre das anders gewesen, dann hätte ich mich vielleicht auch anders entwickelt und hätte etwas Verantwortungsvolleres werden wollen und mehr darauf geachtet, für wen oder was ich da arbeite, wo ich da hineingerate. Ich war damals immer sehr verspielt und ein wenig äußerlich. Na ja, mir hat es geholfen. Meine Art!

Ich sehe heute, dass das alles sehr überflüssig war. Es gab vorher kein Propagandaministerium, und es gibt jetzt kein Propagandaministerium, und die Welt vermisst es auch nicht. Es war eine absolute Selbstdarstellung dieser verrückten Nazis. Es waren Egoisten stärkster Sorte. Da war nichts von Vaterlandsliebe, nichts davon da. Nur Egoismus, ganz schrecklich, keine Spur von Idealismus. Ich habe das doch damals alles nicht gewusst.

Ich trage daran aber keine Schuld. Ich habe ja nichts getan, ich fühle mich nicht schuldig. Und auch die vielen Menschen, denen man es oft nachgesagt hat, sie wären Nazis. Was ist schon das Volk im Ganzen? Das ist doch wie ein Meer, die gehören doch alle immer zusammen. Es ist ein Hin und Her.

Auf mich wirkten nur bestimmte Persönlichkeiten. Und diese Allgemeinbegriffe, wie Schuld des deutschen Volkes, das ist alles Quatsch. Wir werden gelenkt von einer bestimmten Schicht von Egoisten, manchmal sind sie sanfter, manchmal brutaler. Und wenn

man auch zurückdenkt in der Geschichte, was die sich da früher auch immer geleistet haben, die Herrschenden. Kann mir nicht vorstellen, dass mich jemand bewusst so vereinnahmen könnte, um mich zum Mitstreiter für solche Dinge zu machen. Das liegt mir nicht. Aber wer weiß schon immer alles vorher.

Ich hab vielleicht mit mehr Kriminellen in meinem Leben gearbeitet, als ich weiß. Das weiß man ja vorher nicht. Und in der Zeit, als ich bei Goebbels gearbeitet habe, da war er für mich natürlich einer der allerobersten Chefs, kam gleich nach Hitler für mich. Und die Anordnung kam aus dem Ministerium an mich. So wie bei jedem Soldaten, der auf Russen, Franzosen oder Engländer geschossen hat, die sind ja deshalb keine Mörder. Sie haben ihre Pflicht erfüllt. Vorwürfe könnte ich mir eigentlich nur machen, wenn ich jemandem persönlich ungerechterweise sehr wehgetan hätte. Und an so was kann ich mich nicht erinnern.

Wir konnten schlicht und einfach auch gar nichts mehr machen. Nach 1933 war es zu spät. Natürlich hätte ich jeden Tag zum Beispiel zu Eva Löwenthal hinfahren und ihr helfen können, aber so nah lag sie mir nun auch nicht. Wir konnten ihr auch nicht wirklich helfen. Wenn sie das bisschen, was sie schon verdiente, auch noch verqualmte, anstatt wenigstens was zu essen zu kaufen, dann kann man ihr nicht helfen, dachten wir. Man ist schnell mit seinem Urteil gewesen.

Das Beispiel mit Eva soll nur zur Klarheit beitragen. Solche Fälle wird es viele gegeben haben. Freunde, die Juden noch unterstützt haben. Manche haben sich dabei ja auch in Gefahr gebracht – nach allem, was man später darüber erfahren hat. Aber die Menschen heute, die behaupten, sie hätten damals mehr getan für die armen verfolgten Juden. Das glaube ich ihnen sogar gerne, dass sie es ehrlich meinen, wenn sie es jetzt sagen. Aber sie hätten es auch nicht getan. Nachdem die Nazis an der Macht waren, war das ganze Land wie unter einer Glocke. Wir waren ja alle in einem riesigen Konzentrationslager. Nachdem Hitler an der Macht war, war es für

alles zu spät. Und jeder hatte seine persönlichen Dinge, mit denen er fertigwerden musste, und es waren nicht nur die Judenverfolgungen. Es war ja so vieles anderes auch. Dazu kamen die vielen Schicksale der eigenen Verwandten, die im Krieg waren. Das soll nichts entschuldigen.

Abgesehen von den Nazis selber, also von den Führern dieser Bewegung, die ja mit falschen, völlig falschen Prophezeiungen gearbeitet haben, ist es die Gleichgültigkeit der Menschen, die das alles ermöglicht hat. Das will ich jetzt gar nicht mit Personen verbinden. Die Gleichgültigkeit der Menschen, wie sie auch jetzt immer wieder zu sehen ist. Dass wir wirklich in der Lage sind, uns im Fernsehen wieder anzusehen, wie diese grauenvolle Geschichte in Syrien geschieht, wie da Hunderte von Menschen absaufen. Und anschließend gibt es dann doch einen bunten Abend. Wir ändern deswegen ja auch nicht unser Leben. Ich glaube, so ist das einfach im Leben. Es ist alles immer beieinander.

Das Beste, was man einigen von damals nachsagen kann: Sie waren Idealisten und so dumm in ihrem Glauben, dass sie wirklich der Meinung waren, mit Deutschland geht es aufwärts. Denn wir waren ein inzwischen sehr bescheiden lebendes Volk. Das glaubten sie, da waren sicher viele Menschen dabei, die aus echter Vaterlandsliebe, aus einer echten Überzeugung glaubten, dass eine Gruppe von Männern, die nun alles in die Hand nimmt, alles besser machen würde.

Wenn ich es alles hätte vorher erahnen oder wissen können, dann wäre ich bestimmt nicht in den Rundfunk oder ins Propagandaministerium gegangen. Goebbels war für mich ein Politiker, der ein bisschen laut schreien konnte. Ich habe doch überhaupt nicht darüber nachgedacht. Ich habe mir auch den ganzen Stuss, seine Reden, nie angehört. Jeder redete dasselbe. Genauso höre ich mir hier doch keine Bundestagsreden an. Ist doch alles nur Gewäsch, was sie von sich geben.

Ich kann den jungen Menschen von heute wenig Ratschläge erteilen. Ich muss auch niemanden beeinflussen, ich muss auf niemanden einwirken, ich habe keine Verpflichtungen, ich kann für mich denken, was ich will. Wenn jemand nur für sich alleine lebt und er kein Interesse an diesen Themen hat, dann ist das gar nicht da. Es ist was anderes, wenn man in einer Gemeinschaft lebt, eine Gemeinschaft ist schon eine Familie. Oder wenn man jünger ist und noch mehr Freunde hat, mit denen man reden kann. Aber von dem allen bin ich nun ausgeschlossen. Reden kann ich hier überhaupt mit niemandem mehr, und wenn ich Besuch habe, ja, dann reden wir auch heute über andere Dinge. Aber blinder Gehorsam ist für jede Situation etwas Schlechtes. In gewissen Dingen muss man sicher gehorchen, aber man soll nicht einfach aus Bequemlichkeit Ja sagen.

Ich hatte nie Kinder, aber wenn ich welche gehabt hätte, dann hätte ich sie sehr früh daran teilhaben lassen. Wir wurden zu sehr als gehorsame Menschen erzogen.

Man ist ja doch sehr abhängig von den Umständen, unter denen man aufwächst, wie sich alles gerade entwickelt, auch außen entwickelt, auch politisch entwickelt, menschlich entwickelt. Ich finde mich mit allem ab, wie es nun ist. Ich beneide manchmal Menschen, die alles immer auf ihren Glauben schieben können und dort Trost finden. Das habe ich nicht. Ich sage dann immer, das ist ein Zufall, alles, was ich nicht selbst veranlasst habe, ist reiner Zufall.

Es werden den Menschen heute so viele Möglichkeiten eröffnet, dass sie schon verwirrt sein können. Die können das alles immer gar nicht aufnehmen, was ihnen geboten wird an Entwicklung, oder unterscheiden.

Einen Rat habe ich dann doch. Etwas, das es im praktischen Leben nicht gibt: Gerechtigkeit gibt es nicht. Es gibt nicht mal bei der Justiz eine Gerechtigkeit. Erst mal ändern sich in vielen Begriffen die Meinungen, sind im steten Wandel. Früher waren die Ho-

mos entweder was zum Lachen oder zum Bäh-Sagen, jetzt kriegen sie sogar noch richtige Kinder. Würde mich gar nicht wundern.

Es geschieht doch so viel im Leben, das konnte man sich vor 50 Jahren noch überhaupt nicht vorstellen. Auch in der Praxis, was zum Leben gehört. Ich habe immer gedacht, ich kann ja immer lernen. Jetzt fällt es mir schwer, mit dem Handy umzugehen, so blöd bin ich inzwischen.

Ich wundere mich manchmal, warum ich so alt geworden bin, bei allem, was ich durchgemacht habe. Ich bin so ein schwaches, armes Ding, das keine Tore mehr aufkriegt und nicht mehr richtig sehen kann und nicht mehr richtig laufen kann, weil ich nicht mehr richtig sehen kann. Und es ist immer noch nicht zu Ende. Ich denke schon manchmal, ob ich einschlafe, vielleicht beim Einschlafen. Ich kann mir gar nicht vorstellen, durch eine Krankheit zu Tode zu kommen. Ich glaube, ich schlafe mal ein. Aber das ist mir wirklich alles sehr egal.

Nach den Dreharbeiten 2013 gab Brunhilde Pomsel im November 2016 noch einen Einblick in einen persönlichen Konflikt, der vielleicht einen sehr individuellen Aspekt von Verdrängung als Überlebensstrategie aufzeigt, nicht weniger als das war vermutlich ausschlaggebend für das gesamte Bild von Nicht-mehr-hinsehen-Wollen, Nur-noch-funktionieren-Wollen.

Vor den Olympischen Spielen 1936 lernte sie in einer Berliner Kneipe Gottfried Kirchbach kennen. Gottfried Kirchbach war ein deutscher Grafiker und Illustrator, 1888 in München geboren und Sohn des deutschen Malers Frank Kirchbach. Unter anderem arbeitete er für das Reklamebüro Propaganda Stuttgart und gestaltete außerdem Wahlplakate, zum Beispiel für die SPD und die USPD. Er war Sohn einer jüdischen Mutter und somit als Halbjude von den Rassengesetzen des Nationalsozialismus betroffen. Er wusste nach Erzählungen von Brunhilde Pomsel sehr wohl, was man mit den Juden vorhatte, obwohl er selbst keine Repressalien zu erleiden hatte. Er wusste auch, in welcher Position sich Brunhilde Pomsel im Reichsrundfunk befand, beide sprachen aber kaum über diese Dinge. Ohne

weitere Details aus dem Alltag dieser Beziehung unter den strengen Rassengesetzen zu offenbaren, schildert Pomsel, wie sich Kirchbach nach den Olympischen Spielen 1936 nach Amsterdam absetzte, um sich der Verfolgung durch die Nazis zu entziehen. Eigentlich stand Brunhilde Pomsel mit gepackten Koffern bereit, ihm zu folgen, doch dieser lehnte es ab. Er müsse erst die Voraussetzungen schaffen, damit er eine Familie versorgen könnte. Brunhilde Pomsel blieb schwanger zurück und musste die Schwangerschaft auf Anraten ihres Arztes jedoch abbrechen, da ihre Lungenkrankheit das Austragen des Kindes als zu gefährlich erscheinen ließ. Sie schildert dies als einen schmerzhaften Prozess. Kirchbach und sie sahen sich noch einige Male in Amsterdam, bevor es ihr zu gefährlich erschien, die ständigen Reisen zu unternehmen, ohne den Behörden verdächtig zu erscheinen. Nach Ausbruch des Krieges brach der Kontakt ab, und sie hat ihren Geliebten nie wieder gesehen. Gottfried Kirchbach verstarb 1942 in Amsterdam. Zeit ihres Lebens blieb Brunhilde Pomsel allein und kinderlos. Brunhilde Pomsel verstarb in der Nacht zum International Holocaust Remembrance Day am 27.1.2017 mit 106 Jahren in München.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Was uns die Geschichte von Goebbels' Sekretärin für die Gegenwart lehrt

Von Thore D. Hansen

Brunhilde Pomsel gibt wie kaum ein anderer Zeitzeuge des Naziregimes offen ihren Opportunismus zu, sie stellt den eigenen Vorteil, ihren jugendlichen Egoismus in den Vordergrund, um ihr Desinteresse an Politik und ihre spätere Rolle im Nationalsozialismus zu erklären. Die Erfahrung von Armut und vor allem der Angst vor sozialem Abstieg sowie die Sehnsucht nach Wohlstand und Aufstieg ziehen sich durch ihre Kindheit und Jugend bis ins Erwachsenenalter. Ihr berufliches Vorankommen stand für sie an vorderster Stelle, sie schaute lieber weg, als sich mit den Taten ihres Vorgesetzten Joseph Goebbels auseinanderzusetzen und nach einem persönlichen Ausweg zu suchen.

Joseph Goebbels war einer der entscheidenden Architekten des Nationalsozialismus. Film und Radio, die neuen Errungenschaften der Dreißigerjahre zur Erreichung der Massen, wurden für Propagandazwecke und zur Indoktrination des deutschen Volkes und besonders zur Diffamierung von Juden und Kommunisten und anderen Randgruppen eingesetzt. Seine Reden gelten bis heute als beispielhaft für die Manipulation der Bevölkerung. Seine antisemitische Propaganda war die ideologische Vorbereitung für den späteren Holocaust an den Juden.

Zuweilen mag man sich ungläubig fragen: Wie gelingt es einer

jungen Frau, die aufgrund der politischen Verhältnisse den Geliebten und eine gute Freundin verlor, dies nicht in unmittelbaren Zusammenhang mit den Taten jenes Mannes in Verbindung zu bringen, für den sie aus Pflichtgefühl und heilloser Verklärung der Tatsachen die Stellung als Sekretärin hielt, um am Ende als Gefangene im sowjetischen Speziallager zu landen und unter einer Dusche zu stehen, die der nicht unähnlich war, unter der ihre Freundin Eva Löwenthal vermutlich vergast wurde?

Und dennoch warnten Zuschauer und Journalisten bei der Premiere des Dokumentarfilms *Ein deutsches Leben* vor einer einseitigen Verurteilung der betagten ehemaligen Sekretärin Joseph Goebbels'. Sie taten dies im Bewusstsein dessen, dass sich auch in unserer Zeit in der Mitte der Bevölkerung erneut Ignoranz, Passivität und Desinteresse breitgemacht haben, während andere Teile der Gesellschaft sich radikalisieren. Paul Garbulski vom Magazin *VICE* brachte es mit seinen Worten auf den Punkt: »Ich habe stets versucht, mich vor den anderen zu hüten, dabei ist es der gewöhnliche Mensch in mir selbst, in dem genug träge Absurdität ruht, um dem Verrat und der Gewalt von ganzen Armeen den Weg zu bereiten. Geben wir acht auf das bisschen Pomsel in uns.«[36]

Wie Brunhilde Pomsel wurde, was sie ist, erzählt sie in den Erinnerungen an ihre Kindheit. Geboren wurde sie 1911 in Berlin als Tochter eines Dekorateurs. Sie beschreibt das kärgliche Leben in Zeiten der Nachkriegszeit und der Weltwirtschaftskrise in den Dreißigerjahren. Obwohl ihre Familie selbst noch relativ gut gestellt ist, wächst in ihr die Sehnsucht nach Wohlstand und Karriere. Die Erziehungsmethoden, die Strenge des Vaters prägten sie. Wenn von den fünf Kindern eines ungezogen war, wurde es halt versohlt.

»Mit Liebe und Verständnis, damit kam man nicht weit. Gehorchen und ein bisschen Schwindeln dabei, Lügen oder die Schuld auf jemand anders schieben, das gehörte dazu.«

Auch die Nationalsozialisten schoben die Schuld für den Zustand Deutschlands in den Dreißigerjahren alsbald auf eine konkrete Gruppe – die Juden. Und Brunhilde Pomsel hat eine klare Antwort an jene, die heute behaupten, dass sie sich damals ganz sicher für die Juden eingesetzt haben würden:

»Aber die Menschen heute, die behaupten, sie hätten damals mehr getan für die armen verfolgten Juden. Das glaube ich ihnen sogar gerne, dass sie es ehrlich meinen, wenn sie es jetzt sagen. Aber sie hätten es auch nicht getan. Nachdem die Nazis an der Macht waren, war das ganze Land wie unter einer Glocke. Wir waren ja alle in einem riesigen Konzentrationslager. Nachdem Hitler an der Macht war, war es für alles zu spät. Und jeder hatte seine persönlichen Dinge, mit denen er fertigwerden musste, und es waren nicht nur die Judenverfolgungen. Es war ja so vieles anderes auch. Dazu kamen die vielen Schicksale der eigenen Verwandten, die im Krieg waren. Das soll nichts entschuldigen.«

Bei der Frage, wie Hitlers Aufstieg in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts zu erklären ist und warum es nicht mehr möglich war, ihn aufzuhalten, herrscht allgemein nur in einer Hinsicht Einigkeit: Es gibt keine einfachen und monokausalen Erklärungen. Weder lag es allein an der Ideologie und Propaganda noch allein an Hitlers Suggestivkraft, noch nur an dem Terror der SA auf den Straßen oder nur an den politischen und sozialen Umständen allein, noch einzig an der Demütigung der Deutschen durch den Versailler Vertrag oder der kommunistischen Bedrohung oder der Massenarbeitslosigkeit. Für sich allein reicht keiner dieser Umstände, um den nationalsozialistischen Aufstieg zur Macht zu erklären. Aber in der Summe entfalteten alle diese Faktoren eine fatale Wirkung.

Bei der Klärung der Frage, wie es zum Nationalsozialismus hatte kommen können, stand unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg bei den Vätern der neuen Verfassungen in Deutschland, Italien oder auch Österreich immer auch die Sorge im Mittel-

punkt, dass die neuen demokratischen Systeme abermals durch extremistische Bewegungen ausgehöhlt werden könnten und dass sich die Geschichte wiederholen könnte.

Die vermutlich letzte Zeitzeugin aus dem Inneren des Machtapparates der Nazis, Brunhilde Pomsel, bietet uns im 21. Jahrhundert Lebenden die Gelegenheit zu erkennen, warum Rechtspopulisten und autoritäre Systeme und am Ende Diktaturen wiederkehren und warum es mit sehr unterschiedlicher Ausprägung auf internationaler Ebene längst geschieht und welche Ursachen dabei eine Rolle spielen.

Es wäre verfrüht zu behaupten, dass sich die Geschichte wiederholt, es ist aber ebenso vermessen wie fahrlässig, die umfangreichen Anzeichen zu übersehen, die die Befürchtung nähren, am Ende könne Europa zerfallen – ein Prozess, bei dem sogar militärische Konflikte dann nicht mehr ausgeschlossen wären.

Nähert man sich Brunhilde Pomsel über die meist fürchterlich harmlos und banal klingenden Erinnerungen und Motive für ihren Aufstieg im Nationalsozialismus, drängen sich Vergleiche mit der Gegenwart auf. Wir sind selbst an einem Punkt angelangt, an dem große Teile der Bevölkerungen westlicher Demokratien kaum noch durch Fakten, sondern allein noch emotional zu erreichen sind. Das Gefühl von Ungerechtigkeit kann ganze Bevölkerungsgruppen radikalisieren, und am Ende bedarf es nur noch eines geeigneten Feindbildes, um sie für einfache Lösungen und Schlimmeres zu gewinnen. Die Geschichte von Brunhilde Pomsel kann uns Anlass genug sein und uns innerlich wie äußerlich dazu bewegen, uns für den Erhalt der offenen Gesellschaft einzusetzen.

Streckenweise hat man angesichts von Brunhilde Pomsels Schilderungen das Gefühl, dass sie sich nicht ehrlich äußert. Sicher hat auch sie besondere Details ihrer Arbeit schlicht versucht zu verdrängen – und dennoch arbeitete ihr Wissen um die Vorgänge im Propagandaministerium über Jahrzehnte weiter in ihr.

»Es ist ja schwer, wenn man durch so eine Zeit gegangen ist, wie durch so ein Wellental. Letzten Endes bleibt es aber nur mein einziges Leben, mein Schicksal, und letzten Endes hat doch immer jeder nur an sich gedacht. Da habe ich manchmal ein bisschen ein schlechtes Gewissen, irgendwie ist man selber schuld, und dann denke ich: Bist eigentlich doch immer wieder gut weggekommen bei allem. Ich habe ja doch auch von all den schrecklichen, hässlichen Dingen ein bisschen mehr mitgekriegt als der gewöhnliche Mensch.«

Eine genaue Auskunft, von welchen schrecklichen Dingen sie Konkreteres erfahren hat, bleibt sie in ihrem Lebensbericht überwiegend schuldig. Und wenn Brunhilde Pomsel tatsächlich »nichts gewusst« haben sollte, dann nicht, weil sie es nicht hätte wissen *können*, sondern weil sie es nicht wissen *wollte*.

»Man wollte auch gar nicht so viel wissen, man wollte sich nicht unnötig noch mehr belasten. Es reichte schon, man hatte selber mit viel Schwerem zu kämpfen, seit es mit der Versorgung immer schlechter wurde (...)«

»Ich war so was von blöd in der Zeit. Wenn man jetzt auch noch in der schweren Zeit, wo so vieles zu überdenken und zu überwinden war, wenn man da jetzt auch noch in einen Konflikt geriet, dass man alles falsch gemacht hätte – das wollte man sich selbst gegenüber gar nicht zugeben.«

Was sie hätte wissen können, ist hinlänglich bekannt, neue historische Erkenntnisse zur Geschichte des Nationalsozialismus waren bei den Gesprächen mit Brunhilde Pomsel nicht zu erwarten, da sie über Details nicht sprechen wollte oder sich nicht mehr erinnern konnte. Was ihre Aussagen für unsere Zeit vielmehr so wertvoll macht, erschließt sich zwischen den Zeilen. Denn trotz aller Erinnerungslücken hat sie ihr Leben am Ende reflektiert. In gewisser Weise hat sie ein ungewöhnliches, mitunter auch hart wirkendes Bekenntnis über ihr Leben abgelegt.

»Natürlich bin ich aber schuldig im Sinne der Dummheit. Aber das haben doch alle nicht gewollt. Die haben sich doch alle einen neuen Aufschwung nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg versprochen, was in den ersten Jahren ja auch geschehen ist. Ein Wiederaufblühen eines gedemütigten Volkes, das den Krieg verloren hatte und in seinen Verträgen wohl nicht zu irgendwelchen Rechten gekommen ist, die auch daraus hätten erwachsen können.«

Wenn Brunhilde Pomsel behauptet, nichts von dem wahrem Ausmaß der Judenverfolgung mitbekommen zu haben, dann kann man ihr zu Recht vorhalten, dass gerade sie im Propagandaministerium, wo Fakten geschönt und Nachrichten unterdrückt oder lanciert wurden, sehr wohl etwas hätte wissen können – wenn sie es hätte wollen. Ab 1942 gab es im ganzen Reich bereits Gerüchte, dass die Juden nicht umgesiedelt, sondern in Konzentrationslager gebracht wurden. Und anonyme Umfragen bis in die Neunzigerjahre unter Zeitzeugen des letzten Jahrhunderts ergaben, dass bis zu 40 Prozent der deutschen Bevölkerung vor Kriegsende vom Holocaust gewusst hatten. Brunhilde Pomsel hätte aber auch die ihr anvertrauten Akten über die Prozesse gegen die Weiße Rose oder andere Verfahren vor dem berüchtigten Volksgerichtshof in einem unbeobachteten Moment durchsehen können, statt sie ungesehen in den Panzerschrank zu legen und stolz darauf zu sein, der Anweisung des Vorgesetzten Folge geleistet und sich so das Vertrauen erarbeitet zu haben. Der Drang nach persönlicher Anerkennung und ihr blindes Pflichtgefühl gegenüber ihren Vorgesetzten überwogen bei der jungen Sekretärin.

»Es war einfach ein bisschen Elite. Deshalb war es schon ganz nett, da zu arbeiten. Alles angenehm, gefiel mir gut. Nett angezogene Menschen, freundliche Menschen. Ja, ich war halt auch sehr äußerlich in der Zeit noch, sehr dumm.«

Ihre damalige Oberflächlichkeit ist das Einzige, was sie sich hier kritisch vorwirft, eine persönliche Schuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus weist sie hingegen von sich. Eine solche würde sie nur für sich in Anspruch nehmen, wenn man es

»dem ganzen deutschen Volke (vorwirft), dass es letzten Endes dazu beigetragen hat, dass diese Regierung überhaupt ans Ruder gekommen ist. Das sind wir alle gewesen.«

Diese Einstellung ignoriert natürlich, dass jeder Mensch am Ende für seine eigenen Entscheidungen, seine Position in der Gesellschaft einstehen muss, damals wie heute. Brunhilde Pomsels Einschätzung ist aber richtig im Sinne des Resultates, denn ohne eine Zustimmung breiter Bevölkerungskreise für die NSDAP bei gleichzeitigem inhaltlichem Desinteresse an den wahren Zielen der »Bewegung« wäre die Geschichte vermutlich auch in den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts anders verlaufen.

Ist politisches Desinteresse per se schon eine Schuld? Für die Frage nach den Lehren, die man aus Brunhilde Pomsels Biografie für unsere Zeit ziehen kann, ist es nicht einmal von Bedeutung, ob sie eine überzeugte Nationalsozialistin war oder nicht. Sie war es offenbar nicht. Zwischen Aktiv-Mitmachen und Aktiv-Wegsehen verschwimmt die Schuldfrage bei ihr in einer Selbstschutzbehauptung persönlicher Dummheit und Naivität. Moralisch betrachtet ist Wegsehen allein schon eine Schuld, denn Leben heißt immer auch Mitleben. Dies gilt gerade und auch in einer Demokratie, in der die universellen Menschenrechte ein wesentlicher Pfeiler der Grundrechte sind. Von den demokratischen Systemen aber wenden sich zurzeit viele Menschen ab, weil sie die Mechanismen gesellschaftlicher und menschlicher Entsolidarisierung nicht hinterfragen. Oder nicht hinterfragen wollen? In Pomsels Leben, so scheint es zumindest, hatte, bis auf das eigene Fortkommen, wenig eine Bedeutung.

»Das war nun mal mein Schicksal. Wer hat sein Schicksal schon noch in der Hand, gerade in solchen bewegten Zeiten? Es sind ja die wenigsten, die sagen können: Ich habe das und das aus dem und dem Grunde getan. Es geschah einfach mit uns!«

Schon die Hitler-Sekretärin Traudl Junge behauptete, vom Holocaust nichts gewusst zu haben. Und auch der Telefonist des Führerbegleitkommandos Rochus Misch sagte immer wieder, er habe niemals in der Nähe von Adolf Hitler etwas von der »Endlösung« erfahren. Allen gemeinsam ist, dass sie sich am Ende ihrer Biografie schämen, verantworten oder verstecken mussten – so schwer wog und wiegt das Mitwissen um die Verbrechen der Vorgesetzten.

Bis heute gibt es tatsächlich kaum direkte Informationen darüber, wie im Mitarbeiterkreis um Joseph Goebbels wirklich über die sogenannte »Endlösung« gesprochen wurde. Auch wenn es stimmen sollte, dass nur Joseph Goebbels' persönliche Referenten über die Pläne zur Vernichtung der Juden in Europa ins Bild gesetzt wurden, nicht aber die Sekretärinnen, so kann man der Behauptung Brunhilde Pomsels dennoch wenig Glauben schenken, nichts gewusst zu haben. Da die uns heute überlieferten einzelnen Diktate des Propagandaministers keine Kürzel tragen, kann heute nicht mehr geklärt werden, wer sie aufgenommen hat. Aber es ist sehr schwer vorstellbar, dass eine Schreibkraft auf oberster Ebene von den Inhalten nichts mitbekommen haben soll.[37]

Man kann Brunhilde Pomsel eine Menge vorhalten, sie verurteilen für ihre anscheinende Distanz zur eigenen Biografie, die vielleicht daher rührt, dass sie einen Umgang sucht mit der unterbewussten Schuld, dabei gewesen zu sein. Sie hatte fast 70 Jahre Zeit, sich die Dinge zurechtzulegen. Fakt ist: Sie hat einem Mann gedient, der ein ganzes Volk verführt, manipuliert und in den Abgrund getrieben hat. Dass sie wiederholt und definitiv jede persönliche Schuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus von sich

weist und zudem darauf beharrt, von ihnen nichts gewusst zu haben, macht es ihr vielleicht auch einfach nur leichter, sich der persönlichen Wahrheit etwas anzunähern und sich zu offenbaren. Das gelingt ihr streckenweise weitaus mehr, als es manch anderem Diener der nationalsozialistischen Führungsriege glaubhaft gelang, die nach dem Krieg versucht haben, ihre Biografie reinzuwaschen, zu leugnen oder einfach nur zu beschönigen.

»Ich hab vielleicht mit mehr Kriminellen in meinem Leben gearbeitet, als ich weiß. Das weiß man ja vorher nicht. Und in der Zeit, als ich bei Goebbels gearbeitet habe, da war er für mich natürlich einer der allerobersten Chefs, kam gleich nach Hitler für mich. Und die Anordnung kam aus dem Ministerium an mich. So wie bei jedem Soldaten, der auf Russen, Franzosen oder Engländer geschossen hat, die sind ja deshalb keine Mörder. Sie haben ihre Pflicht erfüllt. Vorwürfe könnte ich mir eigentlich nur machen, wenn ich jemandem persönlich ungerechterweise sehr wehgetan hätte. Und an so was kann ich mich nicht erinnern.«

Die Geschichte von Brunhilde Pomsel liefert uns die Gelegenheit zu schauen, was es heißt, die Entstehung einer Diktatur zu ignorieren und später in ihr zu (über-)leben – und zwar physisch wie mental. Aber sie macht auch deutlich, was es heißt, heutigen Populisten in ihrem Bestreben zuzusehen, die Demokratie westlicher Prägung abzuwickeln. Die heute 106-jährige Brunhilde Pomsel sollte uns interessieren, weil in ihrer offen ausgesprochenen »Feigheit« und ihrer apolitischen Haltung etwas zum Vorschein kommt, was in der Gegenwart längst wieder gedeiht: ein großes Desinteresse bzw. eine politische Trägheit und Apathie gegenüber dem Schicksal der Flüchtlinge, dem aufflammenden Hass gegen demokratische Eliten und dem neuen Aufstieg von Rechtspopulisten, die der Demokratie und der europäischen Integration den Kampf angesagt haben.

Ihr unreflektierter Egoismus, das verlockende Jobangebot durch den späteren Rundfunkreporter Wulf Bley sowie der Wunsch, aufzusteigen und dazuzugehören, waren für Brunhilde Pomsel leitende Motive für ihren Eintritt in die Partei und in den Rundfunk. So ist sie dort *hineingerutscht.*

»Nur durch diese glückliche Begegnung mit dem Wulf Bley hatte ich einen Vertrag, und zwar einen schönen Vertrag. Ach, ich weiß es heute nicht mehr, aber jedenfalls waren es über 200 Mark, die ich da im Monat verdiente. Das war ein irres Geld. Gemessen an dem, womit ich mich da jahrelang abgequält hatte, war das einfach fürstlich. Zuerst habe ich im Direktorium gearbeitet und dann in der Kanzlei der früheren Direktoren. Das war an sich nicht sehr ehrenvoll, denn da saßen Leute, die so ein wenig abgeschoben werden sollten. Alle Sekretärinnen, die für den früheren Rundfunk leitend gewesen waren. Sie arbeiteten vorher für die Juden, waren ja vornehmlich jüdische Aufsichtsratsmitglieder, die alle an die Luft gesetzt wurden oder ins KZ kamen, auf jeden Fall raus aus dem Funkhaus.«

An der beispielhaften Biografie von Brunhilde Pomsel lässt sich eine Kompassnadel legen, die aufzeigt, warum es vor allem der Mangel an Bereitschaft ist, sich für die offene Gesellschaft zu engagieren, sowie das Unvermögen demokratisch-politischer Eliten, auf Fehlentwicklungen der Moderne adäquat und zeitgerecht zu reagieren, die die Demokratie bedrohen. Auf der Suche nach Parallelen zwischen den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts und unserer Gegenwart stößt man unweigerlich auf einige Fragen. Was geschieht in Europa und den USA? Stehen jene Teile der Bevölkerung, die sich mehrheitlich noch nicht von den neuen Demagogen haben radikalisieren lassen, der aktuellen Entwicklung letztlich genauso passiv, ignorant oder desinteressiert gegenüber, wie Brunhilde Pomsel sich und ihr Umfeld in ihrer Zeit zwischen dem 22. und 34. Lebensjahr beschrieben hat? Ist die Jugend heute gleichermaßen apolitisch, und ist die Politikverdros-

senheit der bürgerlichen Mitte bzw. der Generationen der Gegenwart per se die eigentliche Gefahr für die Demokratie? Haben die demokratischen Eliten versagt, indem sie die langfristigen Folgen und Ursachen einer immer größer werdenden Politikverdrossenheit lange ignoriert haben? Kehren wir sehenden Auges, durch unsere passive Haltung und Apathie, zurück in die dunklen Dreißigerjahre? Und können wir aus der Biografie von Brunhilde Pomsel wirklich Schlüsse für die Gegenwart ziehen, die uns zum Handeln bewegen?

Wer heute keine neuen totalitären Staaten entstehen sehen will, sollte die Erfahrung der Dreißigerjahre und die Lebensgeschichte von Brunhilde Pomsel mit all ihren Widersprüchen genauso ernst nehmen, wie die sich in der Betrachtung der Gegenwart aufzwingenden Parallelen.

Wir schauen aktuell zu, wie in der Türkei eine Diktatur entsteht. Es sind am Ende genauso einfache Beamte und Menschen wie Brunhilde Pomsel, die heute im Auftrag des Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan vor den Augen der Weltöffentlichkeit die Opposition, das Parlament und die Medien unter die alleinige Kontrolle des Präsidenten gebracht haben, um die Macht von Erdoğan abzusichern. Wie viel eigene Opportunität diese Polizisten, Beamten und andere Handlanger in der Türkei an den Tag legen oder legen müssen, nur um im neuen System Erdoğan zu (über-)leben, wissen wir nicht, aber sie stellen die Demokratie, den Rechtsstaat und die Menschenrechte in der Türkei zur Disposition. Im Südosten der Türkei sind nach Schätzung von Amnesty International innerhalb eines Jahres als Folge eines brutalen Vorgehens der türkischen Behörden etwa eine halbe Million Kurden aus ihren Häusern gezwungen und vertrieben worden. Ein solches Vorgehen kommt einer kollektiven Bestrafung gleich.[38] Zehntausende Menschen, darunter Staatsdiener, Lehrer, Wissenschaftler und Politiker, wurden in der Türkei nach dem Putschversuch 2016 entlassen oder

eingesperrt. Die Todesstrafe soll wieder eingeführt werden. Das türkische Parlament wurde entmachtet und die Befugnisse des Präsidenten gestärkt. Dies alles sind Zeichen, die sehr an die Etablierung der NS-Diktatur erinnern und daran, wie Brunhilde Pomsel in einem bereits von Juden gesäuberten Reichsrundfunk ihre Karriere begann.

Das, was wir derzeit in der Türkei beobachten, geschieht auch anderswo auf der Welt, aber bei dem Land am Bosporus handelt es sich um einen Aspiranten für die Mitgliedschaft in einer demokratischen Wertegemeinschaft, der Europäischen Union. Und die Angst vor den Flüchtlingen, die über die Türkei versuchen, sich vor dem Bürgerkrieg in Syrien nach Europa zu retten, ist unmittelbar mit dem Schicksal der europäischen Demokratien verbunden. Der nationale Egoismus europäischer Staaten in der Flüchtlingspolitik drängte die Europäische Union zu einem Deal mit der Türkei, dessen menschenverachtendes Erpressungspotenzial seither vom System Erdoğan genutzt wird, um sich gegen die Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei zu verwehren. Die Flüchtlinge aus dem Kriegsgebiet Syriens – Menschen – werden zum Spielball der Politik. Die Drohung der türkischen Staatsführung, die Grenzen für die Flüchtlinge wieder zu öffnen, sorgt nämlich anderenorts in Europa, bei uns, für Panikstimmung, denn in Deutschland wie in fast allen europäischen Ländern stößt der Gedanke, noch weitere Flüchtlinge aufzunehmen, auf Ablehnung – unter anderem auch aus Angst vor einem weiteren Aufstieg von Rechtspopulisten. Die Angst macht uns also, unabhängig von Fragen der Unterbringung und dem Umgang mit den Flüchtlingen, bereits gleichgültig gegenüber dem Völkerrecht und dem Gebot der Menschlichkeit.

Denn auch der »hässliche Deutsche« ist mit der radikalen PEGIDA und Teilen einer radikalisierten AfD wieder da. Gerade Menschen mit Migrationshintergrund betrachten die Radikalisierung von Teilen der deutschen Gesellschaft und das Auftreten sol-

cher Parteien wie der AfD mit wachsender Besorgnis und fragen sich, inwiefern sie in Deutschland noch sicher sind. Und sie stehen ängstlich vor der Frage, ob es dem Terrorregime des Islamischen Staates gelingt, durch Anschläge in europäischen Staaten die Stimmung endgültig zum Kippen zu bringen, während die Rechtspopulisten genau jedes Detail in dieser Hinsicht nutzen, um ihren Aufstieg zu beschleunigen.

Die Demokratie war und ist der stetige Versuch, das Recht des Einzelnen zu gewährleisten und solidarisch zu schützen. Die neuen Rechtspopulisten, so sie denn an die Macht kommen, werden dem Individuum dieses Recht wieder absprechen. Die alte antifaschistische Warnung »Wehret den Anfängen« kommt hierzulande längst zu spät. Die Flüchtlinge aus einem der schlimmsten Bürgerkriege der Neuzeit sowie aus den gescheiterten afrikanischen Staaten werden quasi zum Abschuss freigegeben, wenn die Vorsitzende der Alternative für Deutschland (AfD) Frauke Petry 2015 den Einsatz von Schusswaffen gegen Flüchtlinge in den Raum stellt und die mediale Empörungswelle kurze Zeit später wieder abebbt, nur um auf die nächste unmenschliche Provokation zu warten. Indem die geäußerten Parolen sich auch noch durch das Internet rasant verbreiten, übernehmen immer mehr Menschen Schritt für Schritt das »Feindbild Flüchtling«, und der Prozess der Verrohung nimmt seinen Lauf.

In Österreich trat mit Norbert Hofer ein Präsidentschaftskandidat der rechtspopulistischen Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) an, der mehrfach damit gedroht hatte, im Falle seines Wahlsieges die Regierung aufzulösen und Neuwahlen anzusetzen – mit dem Ziel, den rechtspopulistischen FPÖ-Parteichef Heinz-Christian Strache als Kanzler an die Macht zu bringen. Auch wenn es Hofers Gegenkandidat Alexander Van der Bellen gelang, genug Wähler zu mobilisieren, um einen Sieg des Rechtspopulisten zu verhindern, so war das Wahlergebnis (53,8% Van der Bellen versus 46,2 für Norbert Hofer) aufgrund des relativ geringen Abstands zwischen

den Kandidaten mehr als alarmierend und kein Grund zum Aufatmen. Knapp die Hälfte der österreichischen Bevölkerung hat für einen Rechtspopulisten gestimmt, der mit dem Slogan »Österreich zuerst« und fremdenfeindlichen Äußerungen um Stimmen warb – und das mit nahezu nur zwei Themen: dem Kampf gegen das alte Establishment und der Stimmungsmache gegen Flüchtlinge.

Flüchtlinge werden in großen Teilen Europas bar jeder Individualität in Massenunterkünften isoliert oder wie in Ungarn an der Grenze von Polizei und Soldaten mit Tränengas und Schlagstöcken bekämpft. Aber schauen wir uns das Elend wirklich an? Abgesehen von bis dato über 400 000 Toten im syrischen Bürgerkrieg, steigt täglich die Zahl der Menschen, die beim Versuch, sich aus Krieg und Elend nach Europa zu retten, ums Leben kommen. Dazu gehören auch die Flüchtlinge aus den afrikanischen Staaten. Die Zahl der Toten und vermissten Flüchtlinge im Mittelmeer beträgt allein für den Zeitraum zwischen 2000 bis 2014 in etwa 23 000.[39] Die Monatszeitung *Le Monde diplomatique* spezifiziert die Zahl auf 23 258.[40] Aber nicht nur das Meer erwies sich als potentielle Todesfalle – Hunderte starben an Hunger oder Durst, an Kälte oder Unterkühlung, erstickten in LKWs oder wurden beim Überqueren von Minenfeldern getötet. Zwischen 2014 und 2016 sind nach Schätzungen des UNHCR weitere 10 000 Menschen auf der Flucht nach Europa ertrunken, ein Ende ist nicht in Sicht.[41]

Eine Entwicklung, die Brunhilde Pomsel vor dem Hintergrund ihrer Lebenserfahrung heute auf ihre Art zu kommentieren weiß:

»Die Gleichgültigkeit der Menschen, wie sie auch jetzt immer wieder zu sehen ist. Dass wir wirklich in der Lage sind, uns im Fernsehen wieder anzusehen, wie diese grauenvolle Geschichte in Syrien geschieht, wie da Hunderte von Menschen absaufen. Und anschließend gibt es dann doch einen bunten Abend. Wir ändern deswegen ja auch nicht unser Leben. Ich glaube, so ist das einfach im Leben. Es ist alles immer beieinander.«

Greift man zentrale Aussagen und Stationen von Brunhilde Pomsels Biografie heraus, wird im Folgenden deutlicher, warum das Verhalten jedes Einzelnen für die weitere Entwicklung und das Schicksal der westlichen Demokratien spätestens jetzt von zentraler Bedeutung sein wird.

Noch kann die Mehrheit in den europäischen Ländern den Ton angeben. »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« – die Forderungen der Französischen Revolution sind die Grundlage der europäischen Demokratien. Ihr Bestand ist aber keinesfalls gesichert. Bleiben die Menschen in Zeiten, wo es wichtig ist, diese demokratischen Werte vehement und sichtbar zu vertreten, weiter stumm und passiv und gehen zum *bunten Abend* über, wird eine radikale Minderheit weiter mit Parolen, Hass und Hetze gegen jeden, der nicht in ihr Weltbild passt, den politischen Alltag bestimmen. Sie wird das Klima immer weiter vergiften, durch die Verbreitung von Lügen und Hass immer mehr Zustimmung gewinnen und am Ende wohlmöglich auch an die Macht kommen. Es besteht die Gefahr, dass wir uns mit unserer Gleichgültigkeit und Passivität in ein moralisches Debakel hineinmanövrieren, in dem schockierende Ereignisse zur Routine werden und die Sorge um die eigene Sicherheit dazu führt, dass Flüchtlinge und ihre Schicksale, wie derzeit in Syrien oder im Mittelmeer, objektiviert, stigmatisiert und am Ende enthumanisiert werden und auf der Suche nach einfachen Lösungen alles verloren geht, was in Europa in über 70 Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg an Humanismus aufgebaut wurde.

Der drohende Rückfall der Türkei in eine Diktatur, der Brexit – das Ausscheiden Großbritanniens, der zweitgrößten Volkswirtschaft aus der Europäischen Union –, die Regierungskrise in Italien, der Bruch mit demokratischen Grundsätzen und Rechtsstaatlichkeit in Ungarn und Polen, die Wahlerfolge der AfD in Deutschland und der gerade noch verhinderte Sieg der FPÖ in Österreich sowie die befürchteten Erfolge der Rechtspopulistin Marine Le Pen in Frankreich und von Geert Wilders in den Nie-

derlanden sind in der Summe seit Ende des Zweiten Weltkrieges die größte Herausforderung für den Erhalt der europäischen Friedensordnung. Denn das erklärte Ziel der Rechtspopulisten ist das Ende der europäischen Integration, sie wollen zurück zu völkisch homogenen Nationalstaaten.

Wenn eine Partei wie die AfD im deutschen Bundesland Sachsen-Anhalt im März 2016 aus dem Stand über 20 Prozent der Stimmen bekommt, bietet diese Zahl das Potential für eine rechte Revolution, selbst wenn es zu einem Teil ein Ergebnis von unreflektierter Protestwahl ist – genau darin liegt ja die Gefahr. Der rasante Aufstieg der rechtspopulistischen AfD erinnert an die Geschwindigkeit, mit der sich die NSDAP in der Weimarer Republik emporgearbeitet hat. Erst hatte sie 18 Prozent, dann 30 – und mit dem Wahlgewinn 1933 war die Demokratie beendet. Niemand sollte so naiv sein, ganz selbstverständlich davon auszugehen, dass die AfD ab einem gewissen Punkt keine weitere Anhängerschaft finden wird oder dass die österreichische FPÖ auf keinen Fall in absehbarer Zeit den Kanzler in Österreich stellen wird. Wir erleben derzeit in ganz Europa, dass die Demokratien instabil werden. Und das gilt auch für den bisherigen Garanten demokratischer Prinzipien, die Vereinigten Staaten von Amerika.

Der republikanische Präsidentschaftskandidat Donald Trump wurde zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika gewählt, nachdem er Muslime, Latinos und andere Minderheiten sowie das »alte« Establishment in Washington als die Verantwortlichen für den Niedergang des amerikanischen Traums, explizit des weißen Mittelstandes, identifiziert hat. In seinem Fahrwasser sonnen sich unter anderem die ultrarechte Alt-Right-Bewegung, deren Gesicht, Richard Spencer, nach dem Wahlsieg Trumps dazu aufforderte, diesen Sieg zu feiern: »Let's party like it's 1933«, »lasst uns feiern wie 1933« – als Hitler die Macht übernahm.[42]

Der Erfolg der Trump-Bewegung speist sich nicht nur aus der

Wut gegen Migranten oder gegen Flüchtlinge, sondern auch und gerade aus der Wut gegen das demokratische Establishment. Dass der »Verführer« Donald Trump mit dem Slogan »Make America Great Again!« eine breite Schicht von gekränkten Amerikanern mit ebenso rassistischen Parolen gegen Muslime, Mexikaner und Latinos in die Wahllokale bekommen hat, unterscheidet sich in keiner Form von den Parolen, mit denen die europäischen Rechtspopulisten agieren. Warum sollte das nicht auch in den USA funktionieren, mag sich Donald Trump gedacht haben. Während der Vorwahlen nutzte er die Enttäuschung und Frustration der weißen Arbeiter und einer gebildeten weißen Schicht, um sich mit sexistischen und rassistischen Parolen Stimmen zu sichern. Die Abwertung ganzer Bevölkerungsgruppen war plötzlich salonfähig, da es nicht mehr nur um einen sozialen Klassenkampf, sondern bereits um einen Kulturkampf ging, bei dem sich die weiße Bevölkerung gegen die Errungenschaften der liberalen Epoche zur Wehr setzen wollte. Die Integration von Ausländern sowie die Rechte von Frauen und auch Homosexuellen – alles stand und steht plötzlich wieder zur Disposition. Hierbei handelt es sich um die Entsolidarisierung schlechthin.

Die Lust am Tabubruch hat Donald Trump das Präsidentenamt eingebracht. Er hat die liberalen Eliten Washingtons und nahezu sämtliche Minderheiten im Einwanderungsland USA bis auf das Niederste hin abgewertet, und es ist nicht abzusehen, ob er nicht sogar anstrebt, die demokratischen Strukturen abzuschaffen oder zumindest stark zu schwächen.

Anfänglich wurden die Reden des charismatischen Immobiliengurus Donald Trump mit seinen schrägen Auftritten verharmlost, er wurde zur Medienmarke, und er wusste genau das zu nutzen. Und Brunhilde Pomsels Erinnerung an Joseph Goebbels und seine Reden sowie an die Reaktionen der aufgepeitschten Masse lassen uns eines Gewissheit werden: Die Verführung eines Volkes durch Demagogen mit einfachen und radikalen Lösungen funk-

tioniert heute wie damals. Dass Brunhilde Pomsel erst langsam entdeckt hat, wem sie da eigentlich dient, korreliert mit ihrer selbst konstatierten Naivität, die sie überhaupt im Reichsrundfunk und später im Propagandaministerium hat landen lassen.

»Sein wahres Gesicht habe ich erst langsam entdeckt. Ich erinnere mich noch an die berühmte Sportpalastveranstaltung ›Wollt ihr den totalen Krieg‹.«

»… Das war wirklich ein Ausbruch, wie ein Ausbruch in einer Irrenanstalt, würde ich sagen. Nach dem Motto: Ihr könnt nun mal alle tun, was ihr wollt. Und dann, als ob jeder Einzelne aus dieser Menge von einer Wespe gestochen worden wäre, ließen sich alle plötzlich völlig gehen, schrien, trampelten und hätten sich am liebsten die Arme ausgerissen. Der Lärm war unerträglich.

Meine Kollegin stand da, die Hände ineinander verkrampft, wir konnten beide kaum atmen, so entsetzt waren wir von diesem Geschehen. Nicht vom Goebbels, nicht von den Menschen allein, von dem, dass es überhaupt möglich war. Wir beide waren nicht Teil dieser Menge. Wir waren Zuschauer, wir waren vielleicht die einzigen Zuschauer.«

»Dass ein Mensch in der Lage war, Hunderte von Menschen dazu zu bringen, dass sie schreien, schreien, schreien: ›Ja, wir wollen den totalen Krieg!‹ Wenn man das heute jemandem erzählt, die müssen doch alle den Kopf schütteln und sagen: ›Ja, waren die denn alle besoffen oder was? Wie kamen diese Menschen dazu, so zu schreien?‹«

»Ich habe ihn in dem Augenblick scheußlich gefunden. Angst machend. Aber ich habe es dann auch wieder verdrängt.«

Ähnlich beschrieben US-amerikanische Teilnehmer die aufgeheizte und aggressive Stimmung bei Auftritten und Reden von Donald Trump im Wahlkampf. Doch seine medial weltweit verbreiteten Ausfälle trafen auf erstaunlich geringe ernsthafte Empörung in dem Land, das immerhin einst sein Modell der freiheitlichen Demokratie in die europäische Nachkriegswelt exportiert hatte. Als wollte sich niemand vorstellen können, dass der als Po-

litclown abgestempelte Trump es bis ins Oval Office schaffen würde. Es ist nicht auszuschließen, dass sein Sieg Trump am Ende selbst überrascht hat – und es ist genauso wenig auszuschließen, dass es auch in Europa weitere Überraschungen in dieser Richtung geben wird.

In seiner betont gemäßigten Siegesrede gab Trump bekannt, dass er auf dem Weg zur Präsidentschaft eine *Bewegung* geführt habe. Damit deutete er unterschwellig an, dass er die demokratisch etablierten Institutionen im Grunde genommen überhaupt nicht anerkennt. Die Bezugnahme auf eine Bewegung, die mitten aus dem Volk entstanden ist, ist ein vielfach genutztes Konzept autoritärer Führer gewesen, um sich am Ende der Kontrolle durch demokratisch legitimierte Instanzen zu entziehen. »Dass er sich jetzt, in der Fülle seiner Macht, von ebenjenen Kräften, die seinen Durchmarsch ins Weiße Haus nicht aufhalten konnten, Daumenschrauben anlegen lassen wird, können nur unverbesserliche Bewohner des Wolkenkuckucksheims ernsthaft glauben«, warnte dann auch Richard Herzinger in der *WELT*.[43] Selbst wenn Trump sich aufgrund des in der amerikanischen Verfassung festgeschriebenen Systems der *Checks and Balances,* der gegenseitigen Kontrolle der Verfassungsorgane also, am Ende doch moderater geben wird müssen als er angekündigt hat, hat er das politische Klima in seinem Land auf Jahre, wenn nicht Jahrzehnte verpestet. Die Verlierer des amerikanischen Traums haben einen Sündenbock gesucht, und Donald Trump hat ihnen diesen Sündenbock geliefert. Schuld an der unbefriedigenden Lage der Zukurzgekommenen sind ihm zufolge die Muslime, die Lateinamerikaner und die Chinesen, ja, die Migranten überhaupt. Sie nähmen allen die Jobs weg. In der Folge ist es die ganze Globalisierung, die am Pranger steht.

Mit Donald Trump ist in den USA das erste Mal ein Präsident ins Amt gekommen, dessen Kampfansage an das demokratische Establishment eine unheimliche Ausstrahlung auf Rechts-

populisten in Europa hat, denn sie wittern die historische Chance, es ihm gleichzutun und die Rückkehr zum Nationalismus einzuleiten.

Was Trumps Vorstellungen einer Demokratie sind, hat der Politikwissenschaftler Albrecht von Lucke auf den Punkt gebracht. Trumps Freund-Feind-Ideologie, seine innenpolitische Ausrichtung und Abkehr vom internationalen Parkett führt zu dem folgenschwersten Problem, das auch den Jubel der europäischen Populisten erklärt. »Trump könnte zur Speerspitze einer neuen Form von Demokratie werden, die sich nicht mehr pluralistisch-vielfältig versteht, sondern völkisch homogen. Victor Orbán hat jedenfalls die eigentliche Dimension der Wahl gleich in seinem Sinne ausgemessen, als er von einem Sieg der ›wahren Demokratie‹ fabulierte. Was hier aufscheint, ist eine andere Form der Demokratie, ohne Rechtsstaat und ohne Opposition.«[44] Von Lucke befürchtet, dass sich in diesen Demokratien am Ende wieder der Volkswille durch einen charismatischen Führer verwirklicht, ganz im Geiste der alten NS-Lösung: »Ein Volk, ein Reich, ein Führer«.

In Europa trifft diese Entwicklung auf fruchtbaren Boden. Der gegenwärtige Feldzug der Rechtspopulisten in der westlichen Welt ist auch erfolgreich, weil sie kämpfen können und die gesellschaftlich »Abgehängten« für sich gewinnen, während die bürgerliche Mitte sich im Dornröschenschlaf befindet, weder die Gefahren einer defragmentierten und entsolidarisierten Gesellschaft zu deuten vermag noch begreift, dass die Demokratie westlicher Ausrichtung dabei ist, sich rasend schnell selbst abzuschaffen.

Das von Brunhilde Pomsel beschriebene politische Desinteresse ihrer prägenden Umgebung im noblen Stadtteil Berlin-Südende findet sich auch heute unter den sonst überwiegend hilfsbereiten Deutschen. Sie reagierten ohne größere Proteste auf die Umzüge der PEGIDA-Bewegung, in deren Spitzenzeiten etwa bei einer Kundgebung in Dresden vom deutsch-türkischen Redner Akif

Pirinçci Teile der Bevölkerung zu Hass aufgestachelt und Moslems in ihrer Menschenwürde öffentlich verletzt wurden.

Angst und Ignoranz scheinen dafür verantwortlich zu sein, dass uns die Zahl der ertrunkenen Flüchtlinge kalt und die Grenzen schließen lässt, uns zuschauen lässt, wie ungescholten der Hass der Rechten seine Wirkung entfaltet. Diese Vorgänge wirken wie das Fanal zur Wiederholung der dunkelsten Epoche der Menschheit.

Erst als Brunhilde Pomsel die Seife ihrer jüdischen Nachbarin Rosa Lehmann Oppenheimer vermisst hat, wurde ihr vielleicht bewusst, was um sie herum geschah. Als ihre jüdische Freundin Eva Löwenthal 1943 verschwunden war, hätte Brunhilde Pomsel wissen können, dass Juden nicht lediglich in den Osten umgesiedelt wurden und dass Konzentrationslager nicht nur zur »Umerziehung« regimekritischer Menschen verwendet wurden, wie es die Propaganda nach ihrer Darstellung glaubhaft machen wollte. Doch sie wusste es nicht.

Brunhilde Pomsel sollte uns interessieren, weil sie uns auf etwas aufmerksam macht: auf uns selbst, unsere Ängste, unsere Arroganz und unsere Geringschätzung einer mühsam und blutig erkämpften Freiheit – und die Missachtung von Mechanismen der Entsolidarisierung und Verrohung in Zeiten der Globalisierung.

Bis zu Hitlers Machtergreifung hatte in der Familie Pomsel keiner ein Vorurteil gegen Juden. Pomsel beschreibt ihren Freundeskreis mit 22 Jahren als eine unpolitische »Clique« von verwöhnten Jungs. Man hat ein Bild vor Augen: die Jungs in weißen Hemden, mit Hosenträgern oder in Sakkos, mit schweren Lederschuhen, die Scheitel mit Pomade ordentlich zu Seite gekämmt, versammelt mit den Mädchen in ihren modischen Kleidern. Alle etwas eleganter als die Durchschnittsberliner. Ein Motorrad war eine Sensation, das gemeinsame Bierchen in der Kneipe war der Ausgleich und Fluchtpunkt in einer von wirtschaftlichem Niedergang und politischen Umbrüchen geprägten Zeit. Ein Telefon hatten nur die wenigsten, Zeitungen lasen nur die Erwachsenen,

Radio und Fernsehen waren noch in der Entwicklungsphase, die Moderne stand erst in ihren Startlöchern, und Politik war für die »Clique« völlig uninteressant und für Jugendliche ohnehin kein Feld, in dem sie irgendwer ernst genommen hätte – erst mit 21 Jahren galt man zu der Zeit als volljährig. Juden gab es keine im Freundeskreis, nur ihre enge Freundin Eva Löwenthal war eine Ausnahme.

»Vor 1933 hatte ohnehin kein Mensch über die Juden nachgedacht, reine Erfindungen der späteren Nazis. Es ist uns erst durch den Nationalsozialismus bewusst gemacht worden, dass das andere Menschen sind. Das gehörte später alles in das geplante Judenvernichtungsprogramm. Wir hatten nichts gegen Juden. Im Gegenteil. Mein Vater war sehr froh darüber, dass er einige jüdische Kunden hatte, denn die haben das meiste Geld gehabt und immer gut bezahlt. Mit den Kindern der Juden haben wir gespielt. Da war ein Mädchen, die Hilde, die war nett. Und im Nachbarhaus erinnere ich mich an ein jüdisches Kind in meinem Alter, mit dem haben wir auch manchmal zusammen gespielt, und dann war da noch unsere Rosa Lehmann Oppenheimer, mit dem kleinen Seifengeschäft, an die erinnere ich mich auch noch. Also, wir haben überhaupt nicht dran gedacht, dass da etwas mit denen nicht in Ordnung wäre. Also, als wir aufwuchsen schon gar nicht. Und als der Nationalsozialismus näher kam, haben wir noch nicht begriffen, was kommen könnte. Da haben wir dem geliebten Führer zugewinkt. Warum auch nicht? An die Juden haben die wenigsten vor 1933 auch nur gedacht. Erst mal bekamen die Leute Arbeit und Geld. Wir hatten ja alles durch den Krieg verloren und wurden durch die Versailler Verträge übers Ohr gehauen, so hat man uns das später beigebracht.

Wir hatten ja insgesamt keine Ahnung, was da mit Hitler auf uns zukam.«

Wenn Brunhilde Pomsel für sich in Anspruch nimmt, sie habe nicht kommen sehen, was die Machtübernahme durch Adolf Hitler bedeuten würde, so ist eine solche Unwissenheit heute im Zeit-

alter der Massenmedien und der Hyperinformation durch das Internet in keiner westlichen Gesellschaft kaum bis gar nicht mehr möglich. Jeder Auswuchs, nahezu jede Rede, jede neue Grenzüberschreitung der Rechtspopulisten wird weltweit »viral« durch das Internet bzw. die »sozialen« Medien geschickt und dauerhaft gespeichert oder in den sozialen Netzwerken unbehelligt potenziert. Der Internetriese Facebook weist bisher dabei jedwede Verantwortung für die Verbreitung von Hasspostings und Propaganda von sich. Dabei ist längst bewiesen, dass für Millionen von Menschen diese und andere Plattformen zum zentralen Medium der Radikalisierung und Mobilisierung geworden sind. Und der Facebook-Algorithmus liefert je nach Interessenlage und unabhängig vom Wahrheitsgehalt alles, was das radikale Herz begehrt. Die durch den Algorithmus vorgegebenen Inhalte verstärken in der Folge die Vorurteile und festigen das jeweils bestehende Weltbild. Die sozialen Medien entwickeln mittlerweile eine Dynamik, die ihr dunkles Potenzial offenbart. Das hat nichts mehr mit dem Pathos zu tun, mit dem die Pioniere der Internetgemeinde das Netz Anfang des neuen Jahrtausends noch als das Medium für Transparenz, Demokratie und Freiheitsbewegungen schlechthin feierten. Das Netz verkommt zur Hassschleuder, da sich die Unzufriedenheit, die Teile der Gesellschaft antreibt, sich so leichter gebündelt verbreiten lässt als früher.

Die Rechtspopulisten haben begriffen, dass sie im Netz auch ohne Journalisten eine große Öffentlichkeit erreichen können, und bedienen sich zugleich einer alten Strategie, die der der Nationalsozialisten gleicht, nämlich, die führenden Presseorgane als »Lügenpresse« zu diffamieren – ein Begriff, den schon Joseph Goebbels zur Denunziation seiner Kritiker verwendete und den der führende Ideologe der NSDAP Alfred Rosenberg als Gegensatz zum reinen Willen des Volkes darstellte. Diametral sorgen die Rechtspopulisten in der Gegenwart selbst für eine Entrationalisierung der Wirklichkeit. »Postfaktisch«, das Wort des Jahres 2016, steht als ein syno-

nymer Begriff für die neue, alte Strategie der Rechtspopulisten, sich Zustimmung durch die Verbreitung von Lügen und Hetze zu verschaffen.

Der Wahlkampf Donald Trumps wäre ohne die Diffamierung der Presse und die Verbreitung der vermeintlichen Wahrheit über die sozialen Medien weniger erfolgreich verlaufen. Bieten doch die Netzwerke einen Rückzugsraum, in dem sich die Nutzer ungehemmt mit Gleichgesinnten austauschen und sich radikalisieren können.[45] Das Misstrauen gegenüber den klassischen Medien wissen die Rechtspopulisten hemmungslos für ihre Agitation zu nutzen. Die Verschwörungstheorien rund um die Folgen der Finanzkrise sowie die Angst vor Globalisierung und wachsenden Flüchtlingszahlen im Land werden instrumentalisiert, um die verunsicherten Menschen zu verführen.

Das Misstrauen innerhalb der Bevölkerung gegenüber den klassischen Medien ist gerade unter Jugendlichen zwischen 18 und 35 Jahren enorm groß, weshalb sie einen Großteil ihrer Informationen nur noch aus den sozialen Medien beziehen. Eine Studie unter 90 000 Österreichern kam zu dem erschütternden Ergebnis, dass 85 Prozent dieser Altersgruppe den herkömmlichen Medien misstrauen.[46] Nicht weniger beeindruckend ist eine Studie für das sogenannte *Trust Barometer.* Die weltweit tätige PR-Agentur Edelman hat über 30 000 Menschen aus insgesamt 28 Ländern der Welt zwischen 2015 und 2016 zum Vertrauen in die Eliten befragt. In mehr als der Hälfte aller Länder Europas ist das Vertrauen der breiten Masse in Politik, Wirtschaft und nicht zuletzt in die Medien unter einen Wert von 50 Prozent gefallen.[47]

In Europa wächst die berechtigte Sorge, dass die Verbreitung von Falschmeldungen und Lügen im Internet am Ende die Wahlen massiv beeinflussen könnte, so wie es nach der Wahl des US-Präsidenten in den USA diskutiert wurde. Und das zu Recht, denn von Trumps Befürwortern, darunter dem als rassistisch eingestuften Online-Magazin *Breitbart News Network,* wurden bewusst Falsch-

meldungen gestreut, die die Stimmung gegen Muslime und andere Minderheiten über das Internet anheizten. Dabei wurden von *Breitbart* auch gegen die Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton jede Menge Gerüchte in die Welt gebracht und als Fakten hingestellt.

Clinton wurde dabei nicht nur wegen ihrer E-Mail-Affäre angegriffen, als geldgierige Marionette der Wall Street bezeichnet, sondern, trotz längst widerlegter Anschuldigungen, auch für den Anschlag auf das US-amerikanische Konsulat im libyschen Bengasi am 11. September 2012 verantwortlich gemacht oder mit der bloßen Ankündigung über die Veröffentlichung neuer Sexskandale ihres Ehegatten und Ex-Präsidenten Bill Clinton diffamiert, ohne dass dafür jemals Beweise geliefert wurden.

Auch in Deutschland verbreiten Medien wie das *COMPACT-Magazin* höchst erfolgreich krude Verschwörungstheorien, die den von Trump in die Welt gesetzten in nichts nachstehen. Da ist die Rede von bewusster »Umvolkung« des deutschen Volkes durch Migranten, da werden die demokratisch legitimierten Parteien als »Volksverräter« diffamiert, oder es werden ungeprüft Nachrichten über Vergewaltigungen, die von Flüchtlingen begangen worden sein sollen, verbreitet, was sich später als Lüge entpuppt, aber in den sozialen Medien längst wie ein Lauffeuer seine demagogische Macht entfalten kann. Den Rechtspopulisten ist nichts heilig, und so wie in den USA könnte die Strategie der Hetze und der Falschmeldungen auch bei anstehenden Wahlen in Europa Früchte tragen, denn was früher ein Joseph Goebbels »nur« über Radio und Film zu verbreiten wusste, entfaltet heute durch das Internet eine weitaus höhere Wucht, und das hat Folgen.

Brunhilde Pomsel hat den Beginn einer Eskalation von Hetze, die später im Massenmord an den Juden mündete, auf ihre Art in Erinnerung.

»Aber wie, was und warum? Wussten wir nicht. Bis dann diese furchtbare Geschichte im November 1938 geschah, die Reichspogromnacht.

Also, da waren wir wirklich alle wie gelähmt, dass sich so etwas ereignen konnte. Dass sie jüdische Menschen, überhaupt Menschen, zusammengeschlagen haben und die Fenster von jüdischen Geschäften zertrümmert und sich Sachen rausgeholt haben. In allen Stadtteilen. Na ja, da begann es eigentlich. Da wurde man wachgerüttelt. Und dann erzählte auch irgendjemand, Freunde oder Verwandte, dass irgendwo Nachbarn von Leuten in Uniform abgeholt worden waren. Die haben sie abgeholt und auf Wagen weggefahren. Ja, und wohin? Mehr wusste man nicht. Das war natürlich schon für alle, die sich auch nie besonders um Politik gekümmert hatten, und dazu gehörten wir, entsetzlich.«

Reicht unser überwiegend passives Entsetzen heute aus, um der schleichenden Radikalisierung immer größerer Bevölkerungskreise gegen Minderheiten etwas entgegenzusetzen? Dem von Brunhilde beschriebenen Entsetzen, dem man damals sonst nichts mehr entgegenstellen konnte, da die Diktatur bereits in vollem Umfang zum Tragen kam, ging auch damals ein schleichender Prozess der Radikalisierung voraus. Auch die Nationalsozialisten begannen mit Diffamierungen und Propaganda gegen die jüdische Bevölkerung, bevor nach der Machtergreifung judenfeindliche Gesetze folgten und schließlich eine offene Verfolgung, die in der angeordneten Reichspogromnacht unübersehbar wurde und auf keinen nennenswerten Widerstand seitens der deutschen Bevölkerung mehr traf. Die Wirkung von Hassbotschaften, Diffamierung von Minderheiten und Eliten vollzieht auch heute längst seine Wirkung, egal ob in Europa oder den USA.

Im Jahr 2016 hat US-Präsident Donald Trump mit seinem Wahlkampf, der sich dezidiert gegen Muslime und andere Minderheiten richtete, das gesellschaftliche Klima vergiftet – und das hat Konsequenzen für sein Land, das traditionell ein Einwanderungsland

ist und als Musterland multikultureller Lebensentwürfe gilt. Die Folgen seiner populistischen Rhetorik wecken in der Tat Erinnerungen an schlimmste Zeiten, denn im Keime sind die gleichen Mechanismen und Wirkungen von geschürtem Hass erkennbar wie zur Zeit der aufkommenden NS-Diktatur. War in den USA die Zahl der Übergriffe gegen Muslime zunächst wegen der Anschläge vom 11. September 2001 auf das World Trade Center kurz angestiegen, konnten die Behörden einige Jahre später eine Beruhigung feststellen. Bereits vor dem Wahlsieg von Donald Trump war zu befürchten, dass sich die Zahl der Straftaten gegen Minderheiten und insbesondere Muslime nun wieder erhöhen würde. Und in der Tat ist die Zahl der »Hate Crimes« in den USA nach dem 8. November 2016, dem Wahltag, sprunghaft angestiegen. Mehr als 900 Berichte über Belästigung und mögliche Hassverbrechen zählte das Southern Poverty Law Center unmittelbar nach der Wahl von Donald Trump zum 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika.[48]

Eine Mischung aus Angst, Passivität und Ignoranz gegenüber den Rechtspopulisten hatte auch den Briten den Schock ins Gesicht geschrieben, nachdem ihnen die Konsequenzen des Brexit bewusst wurden und am Tag nach dem Referendum sich die Zahl tätlicher Übergriffe auf Ausländer vervielfachte. Nur wenige Tage nach der Abstimmung der Briten über einen Ausstieg aus der Europäischen Union hat die Londoner Polizei Zahlen vorgelegt, die einen direkten Zusammenhang mit der Stimmungsmache vor dem Brexit überwiegend gegen osteuropäische Immigranten belegen. Allein in London kam es zwischen dem Votum am 23. Juni und Ende Juli 2016 zu über 2000 rassistisch motivierten Übergriffen.[49]

Während polnische Staatsbürger in Großbritannien selbst von Rassismus betroffen waren, marschierten in Polen bereits am 11. November 2015 rechtsextreme Organisationen beim Unabhängigkeitsmarsch gegen die Aufnahme von Flüchtlingen durch War-

schau und skandierten: »Polen den Polen!«. Teilnehmer des Marsches waren dabei nicht nur typische Nationalisten, sondern auch Menschen, die man politisch eher in der Mitte vermutet hätte.[50]

In der Bundesrepublik Deutschland nahm eine fürchterliche Welle von Fremdenhass bereits in den Neunzigerjahren mit tödlichen Anschlägen auf Asylantenunterkünfte dramatische Formen an. Dazu zählten die tagelange Belagerung von Wohnheimen in Hoyerswerda 1991 und Rostock-Lichtenhagen 1992 sowie die tödlichen Anschläge gegen türkischstämmige Familien in Mölln 1993 und in Solingen 1996, bei denen insgesamt acht Menschen starben.

Seit der Flüchtlingskrise hat sich die Stimmung in Deutschland verschärft. Die Amadeu Antonio Stiftung und PRO ASYL zählten in einer gemeinsamen Chronik allein für das Jahr 2015 in Deutschland 1072 Übergriffe auf Flüchtlingsunterkünfte, davon 136 Brandanschläge. Dabei waren insgesamt 267 Verletzte zu beklagen. Besorgniserregend ist der Anstieg dieser Taten vor allem vor dem Hintergrund des parallelen Aufstieges der AfD. Diese hat mit fremdenfeindlichen Parolen und einer direkten Beziehung zu radikalen Kräften der PEGIDA-Bewegung dazu beigetragen, dass rechte Gewalttaten einen traurigen Rekordwert erreicht haben. Die Zahl stieg 2016 um mehr als 44 Prozent zum Vorjahr. Hierbei handelt es sich ausschließlich um Attacken, bei denen Menschen zu Schaden gekommen sind oder auch ihr Leben hätten verlieren können, als ihre Unterkünfte mit Steinen, Böllern und Brandsätzen beworfen oder auch mit scharfen Pistolen und Sprengkörpern attackiert wurden. Doch im Vergleich zu den Neunzigerjahren gibt es gegen diese Anschläge wenig bis keine signifikanten Gegen- oder Protestbewegungen.

Brunhilde Pomsel vermochte die Entwicklungen innerhalb der Diktatur vielleicht am Ende wirklich nur noch entsetzt zur Kenntnis zu nehmen. Aber was ist mit uns heute? In den Neunzigerjahren prägten nach den Anschlägen in Mölln und Solingen Kon-

zerte und Lichterketten wochenlang das Bild eines Landes, das sich diese Form von Radikalität nicht bieten lassen wollte. Allein in Frankfurt nahmen im Dezember 1992 150 000 Menschen an einem Konzert unter dem Motto »Heute die! Morgen du!« teil. Allein in München gingen am 6. Dezember 1992 mehr als 400 000 Menschen auf die Straße und bildeten eine Lichterkette gegen Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus.[51]

Und heute? Ist nicht die Bequemlichkeit und Trägheit des gemäßigten Bürgertums dafür mitverantwortlich, dass sich im Jahr 2016 das Bundeskriminalamt in Deutschland darum Sorgen machen muss, dass weitere schwere rechtsmotivierte Gewalttaten gegen Betreiber von Unterkünften, Ausländer und Politiker zu erwarten sind? Scheint doch die sonst sehr zerstrittene rechtsextreme Szene mit dem neuen Feindbild »Flüchtling« einen weitaus größeren Konsens zu haben, als die hier noch angenommene überwiegende Mehrheit von Menschen, die sich der demokratischen Grundordnung und den Prinzipien des Rechtsstaats verhaftet fühlen?

Kann es sich eine Gesellschaft mit demokratischen Freiheitsprinzipien leisten, dass Gegner eines neuen Asylbewerberheims im mittelsächsischen Clausnitz versuchen, die Unterbringung von Flüchtlingen zu blockieren? Weltweit waren die Bilder im Netz zu sehen, wie etwa 100 Demonstranten einem Bus mit Flüchtlingen die Anfahrt zu einer Unterbringung blockierten und die Passagiere unter skandierenden Rufen »Wir sind das Volk!« daran hinderten, den Bus zu verlassen, sodass die verängstigten und traumatisierten Kriegsflüchtlinge nur mit Mühe von der Polizei in Sicherheit gebracht werden konnten. Können wir es uns leisten, so lange zu warten, bis wir wie die Sekretärin von Joseph Goebbels nur noch stillschweigend entsetzt sein können angesichts der grauenvollen Ereignisse – um dann zur Tagesordnung überzugehen?

Wenn wir an Hitler und an das Dritte Reich denken, steht für vermutlich alle Zeiten in erster Linie der Holocaust als der Zivilisationsbruch schlechthin im Raum. Aber die Geschichte des Na-

tionalsozialismus begann weitaus früher, die Schlägertruppen der SA wirkten früher, das Ausspielen der Demokraten begann früher. Der erste Putschversuch war 1923, die nationalsozialistische Fassade und Ideologie wurden Schritt für Schritt aufgebaut. Auch wenn Brunhilde Pomsel in ihrer heilen Welt kein Interesse an der politischen Entwicklung ihres Landes zeigte – sie fand schleichend statt. Wer Vergleiche mit heute wagt, relativiert nicht den Nationalsozialismus. Es geht nicht um einen Vergleich im Sinne eines Nachweises von eins zu eins, es geht darum, in der Gegenwart Anzeichen für die Gefahr neuer radikaler Strömungen zu erkennen, und diese heutigen Anzeichen sind in der Summe gravierend genug.

Rechtspopulisten sind wieder dabei, in der Bevölkerung die niedersten Triebe zu wecken, indem sie bestimmte Menschengruppen zu minderwertigen Konkurrenten abwerten. Am Ende hassen Menschen wieder andere Menschen, nur um sich mangels eigenen Selbstwertgefühls besser zu fühlen. Verachtung und Hass werden zum kollektiven Ereignis der Selbstwertsteigerung.

Wie weit dabei Populisten in ihrer Rhetorik bereits ungebremst auf offenen Rassismus zurückgreifen oder dem politischen Gegner mit seiner Beseitigung drohen, zeigen nur einige Beispiele ihrer dokumentierten Hetzreden.

Im Dezember 2015 forderte der Bewerber um die US-Präsidentschaftskandidatur der Republikaner Donald Trump unter tosendem Applaus seiner Anhänger ein Einreiseverbot für Muslime sowie kurze Zeit später das *racial profiling,* also das Vorgehen der Polizei gegenüber Menschen, die allein aufgrund ihrer Hautfarbe, Religion, Nationalität oder ethnischer Herkunft als verdächtig eingestuft und festgesetzt werden können.[52]

Im Oktober 2016 forderte der Fraktionsvorsitzender der AfD im Thüringer Landtag, Björn Höcke, bei einer öffentlichen Rede unbehelligt zur Beseitigung der »Eliten« auf: »Wir haben eine völlig verbrauchte Altelite, so nenne ich das. Wir haben nicht nur Altparteien, wir haben Altmedien, wir haben eine alte Elite. Hier muss

einiges aufgeräumt werden, in diesem Land. Und diese alte Elite ist so verbraucht, dass sie weg muss. Und wir werden diese alte Elite entsorgen müssen.«[53]

Sein Aufruf erinnert fatal an eine Ankündigung, die Joseph Goebbels im Juli 1932, also ein gutes halbes Jahr vor der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, in einer Rundfunksendung gemacht hat: »Wir haben mit den Parteien und Systemen, die uns feindlich sind, nichts auszuhandeln als nur, dass wir sie entfernen wollen.«[54] Nicht einmal ein Jahr später waren die Nationalsozialisten an der Macht und begannen damit, ihre politischen Gegner zu beseitigen.

Im Januar 2017 legte Höcke unter frenetischem Jubel der Anwesenden nach, als er sich unter anderem auf das Holocaust-Mahnmal in Berlin bezog: »Wir Deutschen, also unser Volk, sind das einzige Volk der Welt, das sich ein Denkmal der Schande in das Herz seiner Hauptstadt gepflanzt hat.«[55] Damit trat er nicht nur das Andenken an die sechs Millionen ermordeten Juden mit Füßen, sondern relativierte das schwerste und in diesem Ausmaß einzigartige Menschheitsverbrechen der Geschichte.

Im September 2015 nutzte Marine Le Pen die Flüchtlingspolitik der deutschen Kanzlerin Angela Merkel zur Festigung ihrer Ambitionen auf das Präsidentenamt in Frankreich mit deutlichen Worten. In einer Rede in Brüssel erklärte sie, die Souveränität der EU-Länder sei »bedroht durch einen Feind (...), der ein paar Straßen von hier entfernt arbeitet und komplottiert«. Gemeint sei »die Euro-Diktatur der Europäischen Kommission«. Diese versuche, ihre wahre Natur zu verbergen: »eine Maschinerie zum Zerquetschen der Völker, eine Säerin der Austerität (...) und jetzt eine Empfangsdame für alle Illegalen des Planeten«.[56]

Neigt man angesichts von Brunhilde Pomsels Lebenserzählung dazu, sie wegen ihres Mitläufertums zu verurteilen, stellt sich doch unweigerlich die Frage, ob sich unser Verhalten in der Gegenwart denn so großartig von dem der Mitläufer des Dritten Reiches un-

terscheidet. Sind wir nicht längst bei einer viel dramatischeren Form der Ignoranz und Gleichgültigkeit angelangt, wenn derartige beispielhafte Brandreden ohne Konsequenzen bleiben, obwohl wir wissen, wohin sie führen können? Anders als noch die Generation, die in Adolf Hitler oder Benito Mussolini die Erlösung von vergleichsweise wirtschaftlich großer Not sah oder zumindest stillschweigend zugestimmt hat, als diese die Macht an sich rissen, sind uns aufgrund unserer Kenntnis der Historie die Folgen einer solchen Diktatur bewusst – und doch verhalten wir uns mehrheitlich passiv. In ihrer Reflexion attestiert Pomsel der heutigen Jugend hingegen weitaus weniger Naivität und Unwissenheit.

»Politik war für uns überwiegend uninteressant. Wenn ich sehe, was heute die Schülerinnen so von sich geben, wenn die so ihre Meinung sagen, denke ich mir: Mein Gott, das ist ein Unterschied, ein unglaublicher Unterschied. Da denke ich manchmal, ich bin nicht über 100 Jahre alt, ich bin 300 Jahre alt. So ein Riesenunterschied in der ganzen Lebensweise.«

Nicht einmal ein Fünftel aller Befragten unter Deutschlands und Österreichs Jugendlichen gaben 2016 allerdings an, sich überhaupt für Politik zu interessieren.[57] Die heutigen Jugendlichen sind nicht die erste Generation, die weitgehend apolitisch aufwächst. Das Gleiche gilt auch schon für die unmittelbar vorangehende »Generation Y« der zwischen 1980 und dem Jahrtausendwechsel Geborenen. Der ehemalige Daimler-Vorstandsvorsitzende Edzard Reuter attestiert dieser Generation, völlig unvorbereitet auf die Krisenphänomene der Gegenwart zu sein, da sie sich nie für Politik interessiert und engagiert hätte, und macht sie damit zugleich sogar für den Aufstieg der Populisten verantwortlich, die nun ein leichtes Spiel hätten, da sie nur noch Bedrohungsszenarien aufzubauen bräuchten, die inhaltlich nicht hinterfragt würden. Das sei Stimmungsmache wie Ende der Zwanziger- und Anfang der Dreißigerjahre. Die Achtundsechziger-Generation habe vieles falsch ge-

macht, aber sie hätten sich immerhin gestritten, engagiert und eingemischt. Der ehemalige Daimler-Chef sagt dies nicht, ohne die Verantwortung auch in Richtung der demokratischen Eliten zu verteilen. Die politisch verantwortlichen Kreise hätten nicht verstanden, dass Politik ein unverzichtbares Element jeder Demokratie sei. Kontroversen würden nur noch für die nächsten Wahlen inszeniert, die wahren Probleme würden nicht angesprochen. »Kein Wunder, dass die Jungen denken, dass ihnen niemand die Wahrheit sagt.«[58]

Auch immer weniger Studenten in Deutschland interessieren sich laut einer Erhebung der Universität Konstanz[59] für Politik. Schaut man sich die Umfragen genauer an, erkennt man einen lang anhaltenden Trend zu politischer Apathie und Passivität. Einer Mehrheit der Befragten geht es vor allem um die eigene Zukunft und die Karriere. Sie erhoffen sich von ihrem Studium nicht nur eine gute fachliche Ausbildung, sondern auch einen sicheren und interessanten Arbeitsplatz sowie ein gutes Gehalt. Diese Erkenntnisse decken sich auch mit der 17. Shell-Jugendstudie,[60] auch dort kommt heraus, dass sich die meisten in erster Linie um ihr individuelles Glück und eine materiell gesicherte Zukunft sorgen und sich kaum für Politik und das Gemeinwohl interessieren.

In den USA sehen die Zahlen nicht erheblich anders aus. Im September 2008 gaben noch 65 Prozent der 18- bis 29-Jährigen an, dass sie sich mit den Wahlen beschäftigen, bereits im September 2012 waren diese nur noch 48 Prozent. Und hatten 2008 noch 72 Prozent behauptet, sie seien entschlossen, zur Wahl zu gehen, waren dies 2012 nur noch 63 Prozent.[61]

Dass sich politisches Desinteresse der jüngeren Generation fatal auswirken kann, zeigte auch das Referendum um den Austritt Großbritanniens aus der Europäischen Union. Jüngere britische Wahlberechtigte, die am 23. Juni 2016 nicht zur Abstimmung gegangen waren, räumten nach dieser entsetzt ein, dass sie dieses Ergebnis nie erwartet hätten. Sie waren schlicht davon ausgegangen,

dass die Befürworter für den Verbleib in der EU ohnehin gewinnen würden. Dass sich vor allem die nichtwählende junge Generation am Folgetag über den Verlust der Vorzüge der Europäischen Union beschwerte, ist eine unmittelbare Folge von politischem Desinteresse, denn sie hätte das Ergebnis ganz einfach zu ihren Gunsten beeinflussen können, indem sie von ihrem Recht abzustimmen Gebrauch gemacht hätte.

Andere Teile der jüngeren Generation lenken ihre Interessen gänzlich auf sich selbst, denn dort, wo sich in den sozialen Medien der Hass und die Lügen verbreiten, offenbart sich noch ein weiteres Phänomen, das uns auf eine andere Form von Ignoranz bzw. Desinteresse an den gesellschaftlichen Entwicklungen der Gegenwart aufmerksam macht. Für einen großen Teil der jüngeren Generation stehen die Selbstdarstellungsbedürfnisse im Zentrum des alltäglichen Wirkens. Die perfekte Bühne bietet dafür das Internet mit seinen Plattformen wie Facebook, Instagram oder Twitter. Sie stillen den Hunger nach Sensationen und narzisstischer Selbstinszenierung. Was früher nur Stars und Sternchen durch die bunten Seiten der Boulevardmedien schafften, imitieren heute Millionen Jugendliche selbst im Netz.

Wer die junge Generation wie Edzard Reuter dergestalt kritisiert, darf allerdings nicht außer Acht lassen, dass diese sich auch mit zahlreichen Unsicherheiten konfrontiert sieht. Die jungen Menschen stehen vor immer mehr prekären Beschäftigungsverhältnissen, andere müssen sich mit Nebenjobs einen kargen Lohn aufstocken und sehen sich seit 9/11 wie keine Generation seit Ende des Zweiten Weltkrieges mit den Gefahren des Terrors und der Gewalt konfrontiert.

In zwei Punkten aber sind sie der jungen Generation der Dreißigerjahre deutlich voraus: Sie verfügen über ungleich bessere Bildung. Und sie sind aufgewachsen mit dem historisch gewachsenen Konzept universeller und unveräußerlicher Menschenrechte.[62]

Richtig ist aber auch, dass viele Menschen der jungen Genera-

tion trotz Bildung kaum noch Chancen auf eine echte Teilhabe haben. Dies gilt in Europa besonders für Länder wie Griechenland, Spanien oder Portugal, wo die Jugendarbeitslosigkeit seit dem Ausbruch der Finanzkrise 2008 und infolge der Eurokrise Rekorde hält, aber auch für Teile Ostdeutschlands. Es ist unbestritten, dass viele junge Menschen in Europa und auch den USA keine positiven Erwartungen an die Zukunft mehr haben. »Sie sind die erste Generation nach dem Zweiten Weltkrieg, die befürchtet, dass sie den Lebensstandard und die Lebensqualität ihrer Eltern nicht erreichen oder halten kann«,[63] analysiert der Soziologe Zygmunt Bauman. Daraus resultieren einerseits Wut und Hass und andererseits Desinteresse an Politik sowie Resignation, die eigene Situation durch politisches Engagement überhaupt noch verbessern zu können.

Auch wenn vieles heute anders erscheint – modern, vernetzt und gut ausgebildet –, sind große Teile der jungen Generation ähnlich unpolitisch, resigniert oder desinteressiert wie Brunhilde Pomsel in ihrer Zeit und ähnlich mit sich selbst beschäftigt, wie sie ihre »Clique« beschreibt.

Die jüngere Generation in den westlichen Demokratien wuchs nach 9/11 zwar nicht in autoritären, aber in ungewissen und unsicheren Verhältnissen auf. Ihr berechtigtes Interesse sollte im Wissen um die Geschichte des 20. Jahrhunderts die Bewahrung der Demokratie sein. Dabei wird es kaum reichen, das eigene politische Interesse, so denn vorhanden, durch Online-Petitionen kundzutun. Große Empörungswellen im Internet haben keine Folgen für die Gesellschaft, denn diese Art von Protest hat so gut wie keine politischen oder sozialen Konsequenzen, was hingegen nicht für die Verbreitung von demagogischer Hetze zu gelten scheint. Ein Statement für ein Umweltschutzprojekt oder gegen Massentierhaltung ist beliebig und führt zu keinerlei Verpflichtung. Viele solcher Aktivitäten wie Online-Petitionen passen in das Bild dieser Generation, in das flüchtige Kurz-involviert-Sein und haben eher den

Charakter von hedonistischen Konsumhandlungen. »Allzu oft hat es den Eindruck, als sei politische Aktivität wenig mehr als eine verfeinerte Form des Konsumismus, die vor allem bei den Bessergestellten beliebt ist, die so relativ einfach ihre Identität präsentieren und zeigen können, welche gute Sache sie sich ausgesucht haben«,[64] wie der britische Politikwissenschaftler Gerry Stoker in seinem Buch *Why Politics Matters* konstatiert.

Die in der Aussage mitschwingende Aburteilung ist vielleicht mit Skepsis zu betrachten, aber faktisch in ihrer negativen Wirkung für den Erhalt einer demokratischen Ordnung relevant.

Das Problem jeder Generationenanalyse ist, dass sie mit dem Anspruch und der Bewertung einer anderen, früheren Generation gemacht wird. So betrachtet auch Brunhilde Pomsel die heutige Gegenwart der jungen Menschen aus ihrer Perspektive und im Vergleich zu ihrer Zeit und verwechselt technischen Fortschritt und größeres vorhandenes Wissen der heutigen Generation mit mehr Interesse und politischer Aktivität.

»Wir waren doch blöd früher. Über alles nachzudenken, dafür war entweder gar keine Zeit – bei einfachen Leuten, weil sie arbeiten mussten, und bei den anderen, also in meinem Kreis war man von solchen Problemen ziemlich unberührt. Das hat uns nicht belastet und beschäftigt, wie es mich jetzt beschäftigt, wo das Leben hinter mir liegt. Jetzt interessiert mich das viel mehr. Ich will Ihnen damit nur klarmachen, wie man als junger Mensch, der so einfach losgelassen wird aufs Leben, ja irgendwo eine Richtung braucht. Das soll aber nicht immer eine Beeinflussung sein. Das wird in der heutigen Zeit besser wahrgenommen.«

In Europa ist eine aktive Friedensbewegung der jungen Generation wie zu Zeiten der atomaren Bedrohung des Ost-West-Konfliktes derzeit in weiter Ferne. Trotz eines prekären Arbeitsmarktes, trotz steigenden Rechtsradikalismus auf den Straßen und massiver Angriffe gegen Flüchtlinge, trotz eines der schlimmsten Bürger-

kriege wie in Syrien scheinen große Teile der jüngeren Generation wie gelähmt, resigniert oder einfach nur desinteressiert, doch ihr Verhalten ist bei Weitem kein neues Phänomen. Auch Brunhilde Pomsel hatte damals diese Flucht ins Private vollzogen, hatte die politische Situation ihrer Zeit nicht reflektiert. Und bis heute hält sie nicht viel von den Reden der Politiker.

»Wenn ich es alles hätte vorher erahnen oder wissen können, dann wäre ich bestimmt nicht in den Rundfunk oder ins Propagandaministerium gegangen. Goebbels war für mich ein Politiker, der ein bisschen laut schreien konnte. Ich habe doch überhaupt nicht darüber nachgedacht. Ich habe mir auch den ganzen Stuss, seine Reden, nie angehört. Jeder redete dasselbe. Genauso höre ich mir hier doch keine Bundestagsreden an. Ist doch alles nur Gewäsch, was sie von sich geben.«

Man neigt dazu, Pomsels Meinung über die Reden im Bundestag gerade vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen zu verurteilen. Und doch – sie spricht für eine Mehrheit der Bevölkerung. Ihre Wahrnehmung bringt hier nicht von ungefähr auch eine Resignation der älteren Generationen mit Blick auf die Gegenwart zum Ausdruck. Eine Form des Sich-Abwendens, das bereits seit den Achtzigerjahren mit dem viel bemühten Begriff »Politikverdrossenheit« umschrieben wird. Der Begriff Politikverdrossenheit schaffte es in der Bundesrepublik bereits 1992 zum »Wort des Jahres« und dokumentiert eine andere Form von Ignoranz und Desinteresse, nämlich der politischen Elite selbst. Denn die konstatierte Verdrossenheit der Wähler mit der Politik führte mitnichten zu einer Handlungsänderung der politischen Akteure. Fast drei Jahrzehnte wurde von den Eliten des Westens ignoriert, was sich jetzt zu einem Flächenbrand entwickelt – das Gemisch aus Radikalisierung auf der einen und Ignoranz und politischem Desinteresse auf der anderen Seite. Und auch rechtsextreme Einstellungen sind nicht plötzlich in der Mitte der Gesellschaft angekommen, sondern

sie sind dort schon lange latent verankert. Die Frage ist nur, wie hoch der Anteil der Bevölkerung mit rechtsextremen Auffassungen am Ende wirklich ist, da der Erfolg der Rechten auch mit einer diffusen Proteststimmung und einer Entrationalisierung der politischen Meinungsbildung unter den Unzufriedenen und Ängstlichen zu erklären ist. Ihnen geht es primär darum, ein Zeichen, eine Warnung an die Eliten abzusetzen, ohne per se die radikalen Forderungen der Populisten überzeugend zu unterstützen. Gefährlicherweise hinterfragen sie sie aber auch nicht. Die Wut und die Demütigung haben einen Punkt überschritten, an dem Fakten nichts mehr zählen.[65]

Bevor es zu beleuchten gilt, ob die demokratischen Eliten selbst vor lauter Ignoranz und Desinteresse an den Wählern versagt haben, sollen hier zunächst die sozioökomischen Parallelen zu den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts aufgezeigt werden.

In den Dreißigerjahren war die Lage – die materielle Versorgungslage sowie die Arbeitslosigkeit weiter Bevölkerungsteile – nach dem Börsencrash von 1929 weitaus dramatischer und realer als heute. Der Crash von 2008 hatte nicht so verheerende Auswirkungen wie jener zu Zeiten der Weltwirtschaftskrise, dennoch hat er die größte wirtschaftliche Krise und schlimmste Rezession seit 1930 ausgelöst, und die Befürchtungen, dass die Auswirkungen der Finanzkrise von 2008 in Form von Massenarbeitslosigkeit und sozialem Abstieg in ihrer ganzen Dimension erst noch bevorstehen, sind für den Zusammenhalt der Bevölkerung verheerend. Bisher konnte ein Durchschlagen der Finanz- und Eurokrise auf die Realwirtschaft verhindert werden, aber die Menschen spüren, dass dies jederzeit geschehen könnte. Heute scheint bei weiten Teilen der Bevölkerung allein schon die *Angst* vor einem möglichen sozialen Abstieg wie in den Dreißigerjahren so stark zu sein, dass ihr ein Überlebenstrieb auf Kosten von gesellschaftlichen Minderheiten entspringt – ein fataler Reflex, der aufzeigt, wie zerrissen die Gesellschaft ist.

Und dies hängt unmittelbar mit dem Verlauf der Globalisierung und dem ihr zugrunde liegenden Wirtschaftssystem zusammen.

Hinter den Wählern der neuen Rechtspopulisten stehen Menschen, die sich von der globalisierten Welt überfordert fühlen, selbst dann, wenn sie bisher überhaupt keine materiellen Nachteile erlitten haben. Und dennoch verachten sie offene Grenzen und die *alten Eliten,* die sich nicht um ihre Belange kümmern. Die Menschen fühlen sich fremdbestimmt und machtlos, so der Tenor vieler Analysen westlicher Medien. Die Überfülle an Informationen, die heute jedem digital zur Verfügung steht, verschärft das Problem der Wahrnehmung einer viel zu komplexen Welt und die Sehnsucht nach einfachen Antworten. Das neue Feindbild sind die Migranten. Auch diese wollen etwas Sicherheit und materielle Versorgung, aber die Protestwähler haben Angst, dass sie selbst zu kurz kommen.

Solche oft ignorierten Ängste und subjektiven Empfindungen lassen sich beispielsweise wie folgt beschreiben. Wenn in Deutschland eine Mutter von drei Kindern, die zeitlebens im Erwerbsleben stand, das Gefühl hat, am Ende auf Sozialhilfe angewiesen zu sein, dann tritt ein zentrales Problem auf: das Gefühl von Demütigung. Wenn ein Arbeitnehmer nach einem Jahr Arbeitslosigkeit auf das Einkommensniveau eines Flüchtlings fällt, obwohl er vielleicht 20 oder 30 Jahre in das Sozialsystem eingezahlt hat, dann ist das für viele eine nicht zu vermittelnde Ungerechtigkeit. Dass es gute Gründe gibt, warum Flüchtlinge diese und jene staatliche Unterstützung erhalten, zählt für die von Existenzangst Betroffenen nicht. Sie fühlen einzig und allein, dass sie persönlich ungerecht behandelt werden, dass ihre eigene Existenz bedroht ist.

Die Ursache für die Hintanstellung von Fakten zugunsten einer »gefühlten Wahrheit«, also der gesellschaftspolitische Prozess, der im Jahr 2016 als »postfaktisch« bezeichnet wurde, sind vor allem verletzte Gefühle, Erwartungen und Unverständnis gegenüber einer ungerechten Welt. Aber am Ende mag es gar nicht um die

faktische Armut gehen, sondern um die individuell gefühlte Armut, die ohnehin sozialwissenschaftlich ein mehrdimensionales und sehr komplexes Phänomen ist, da die Empfindung nicht nur von sozioökonomischen Bedingungen abhängt, sondern auch vom persönlichen Umfeld, dem Erfahrungshorizont, der gesellschaftlichen Stellung und am Ende der Weltanschauung.

Das Gefühl von Ungerechtigkeit scheint reflexartig die Suche nach einem Sündenbock und die Sehnsucht nach schnellen und einfachen Antworten auszulösen, wie ein unbeherrschbarer Überlebensinstinkt. Und dieser Reflex macht vor keiner Kultur halt, weder vor den USA noch vor den europäischen Ländern, vermutlich vor keinem Ort auf der Welt. Und selbst Brunhilde Pomsel beruft sich auf das Gefühl von Demütigung der Deutschen durch die Siegermächte des Ersten Weltkrieges, die es Hitler so leicht gemacht habe.

Erscheint uns die heutige Welt mit der der Dreißigerjahre noch immer nicht vergleichbar? Damals wie heute vollzog sich der Umbruch auch nicht von einem Tag auf den anderen. Das Elend und die Wut wuchsen langsam. Im Alltag der Wirtschaftskrise konnten bestimmte Schichten immer noch relativ frei von Sorgen leben, und Brunhilde Pomsel beschreibt dies für das Berlin der Dreißigerjahre, wie es auch im von der Finanzkrise abgewrackten Detroit, dem von der Austeritätspolitik zermürbten Athen oder vom Abstieg bedrohten Regionen Deutschlands zutrifft.

»Aber sosehr Berlin gelobt und gepriesen wurde, hatte es schon immer auch seine Schattenseiten, und in dieser Zeit, nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, besonders. Arbeitslose an jeder Ecke, Bettler, arme Menschen. Wer in guten Gegenden wohnte, wie ich, in einem guten Vorort, der sah so was nicht. Es gab natürlich besondere Gegenden, da wimmelte es von Elend und Armut, und so was wollte man ja auch nicht sehen, so was sah man nicht, da sah man einfach nicht hin.«

Das Nicht-hinsehen-Wollen zieht sich durch die Biografie von Brunhilde Pomsel wie ein roter Faden. Aber damit stand und steht sie nicht allein. Den demokratischen Parteien der Weimarer Republik wird oft für das Scheitern der Demokratie die Schuld gegeben. Ihnen fehlten der Mut zur Verantwortung und die Bereitschaft zur Zusammenarbeit über Parteigrenzen hinweg. Der Parteienstreit war ihnen wichtiger als die Lösung der großen Aufgaben jener Zeit. Erst sah man im Deutschland der Dreißigerjahre nicht nach innen, negierte also den realen und gefühlten Abstieg von damals allerdings sehr großen Teilen der eigenen Bevölkerung, und schließlich sah man nicht hin, als der vermeintliche »Feind des Volkes« definiert, verfolgt, vertrieben und ermordet wurde.

Heute wie damals ging dem Umbruch, der Radikalisierung eine Zeit der zügellosen Globalisierung voraus. Die Märkte waren auch in den Zwanzigerjahren offen, für viele Länder gab es keine Einreisebeschränkungen oder Visumspflicht. Wie beim Crash von 1929 hatte die Spekulation an den Börsen auch 2008 fatale Folgen. In beiden historischen Situationen standen einigen Gewinnern kurz nach dem Crash jedenfalls viele Verlierer gegenüber, 2008 mehr gefühlte als 1930 real. Dennoch: In beiden historischen Situationen hatten Massen in Europa und den USA entweder ihre Arbeit verloren, konnten kein Einkommen mehr dazugewinnen oder hatten massive Zukunftssorgen. Die entfesselten Kräfte der Globalisierung entzogen sich damals wie in der Gegenwart der nationalstaatlichen Kontrolle. Die politischen Institutionen verloren ihre Problemlösungskompetenz, und es entstand ein fatales Vakuum, da der Staat seine Schutzfunktion gegenüber der eigenen Bevölkerung nicht mehr umzusetzen imstande war. Und Brunhilde Pomsel betont, von da an wäre es für Hitler ja ein leichtes Spiel gewesen.

Der durch den Finanzmarktkapitalismus der Gegenwart angerichtete Schaden wurde ab 2008 zwar durch Konjunkturmaßnahmen und eine im historischen Vergleich bis dahin beispiellose Zusammenarbeit der Staaten versucht in Grenzen zu halten,

aber trotz Krise stiegen die Boni der Banker weiter, während die Zins- und Geldpolitik der Zentralbanken in Europa und den USA Schritt für Schritt Lebensversicherungen, Rentenkaufkraft und etliche andere Formen der Daseinsvorsorge abwerteten. Von den europäischen Regierungen wurden obendrauf auch noch gravierende Einschnitte in den Sozialstaat vorgenommen, und durch Arbeitsmarktreformen wurden immer mehr prekäre Arbeitsverhältnisse geschaffen.

Die Menschen in den Dreißigerjahren haben die komplexen Zusammenhänge von Börsenspekulation und Weltwirtschaftskrise vielleicht noch nicht einmal verstanden, heute hingegen werden die Menschen nahezu weltweit tagtäglich über die Ungleichheit sowie über die Untätigkeit der Politik informiert.

Die Politik erscheint auch heute nur noch getrieben von den Krisen, statt Herr der Lage zu sein. Es ist ein brandgefährliches Vakuum entstanden.

In ihrer Reflexion sagt Brunhilde Pomsel zu der Zeit vor Hitler:

»Deutschland war nach dem Ende des Ersten Weltkrieges zu führungslos. Da waren keine Persönlichkeiten da. Deswegen hatte der Hitler ja ein sehr leichtes Feld. Zu viele Arbeitslose, das war ja sein ganzer Rückhalt.«

Diese damals von der deutschen Bevölkerung wahrgenommene Führungslosigkeit wird von den Rechtspopulisten auch für die Gegenwart genutzt, aber die gesellschaftliche Gemengelage aus zunehmender Armut weiter Bevölkerungskreise einerseits und Handlungsunfähigkeit politisch Verantwortlicher andererseits lässt sich schon aus Gründen des Respekts gegenüber den Opfern des Zweiten Weltkrieges nicht eins zu eins auf die Gegenwart übertragen. Noch nicht.

Doch die Zündschnur für das erneute Szenario eines Scheiterns der liberalen Demokratie durch eine unregulierte Finanzindustrie und ihre Folgen wurde spätestens Ende der Neunzigerjahre in den

USA angezündet. Seit der Präsidentschaft von Bill Clinton (1993–2001) haben die Demokraten, die linken und liberalen Kräfte in den USA, der New Labour in England genauso wie die Sozialdemokraten Europas sich den Gesetzen einer neoliberalen Globalisierung ergeben, indem der Finanzmarkt trotz eindringlicher Warnungen von führenden Ökonomen dereguliert wurde. Es folgte in Großbritannien unter der Regierung Tony Blair eine Politik der sozialen Kälte und unter Gerhard Schröder in Deutschland die Agenda 2010 mit massiven Einschnitten in das Sozialsystem und der Aufweichung von einmal errungenen Arbeitsmarktgesetzen sowie die Schwächung der Gewerkschaften. Die Schrumpfung des Sozialstaates ging einher mit einer enormen Expansion des Finanzsektors und einem Wachsen des Niedriglohnsektors. Schritt für Schritt hat die Linke so einen erheblichen Teil ihrer Wähler verraten – genau jene Arbeiter und die untere Mittelschicht, die sich heute zu einem Teil radikalisieren lassen. Was hier immer deutlicher aufscheint, ist die Ignoranz und Untätigkeit der demokratischen Eliten, die eine Spaltung der westlichen Gesellschaften zu verantworten haben und die es somit den rechten Populisten so leicht gemacht haben, Fuß zu fassen.

»Die Gesellschaften sind gespalten in eine liberal-offene metropolitane Elite und eine zunehmend deklassierte Unterschicht, deren Abstiegsängste immer stärker nach oben ausstrahlen«,[66] schreibt Albrecht von Lucke. Das führt zu einer Panikstimmung, die mittlerweile auch auf den Mittelstand übergegriffen hat und die den Rassismus hoffähig macht.

Die aktuell zu beobachtende Radikalisierung eines großen Teils der Bevölkerung ist am Ende eine Folge von Ignoranz und Desinteresse innerhalb einer Gesellschaft, die bereits lange Zeit vor der Flüchtlingskrise die Solidarität gegenüber den Schwächsten aufgekündigt hat – so wie Brunhilde Pomsel es für ihre Zeit beschreibt, wenn sie sagt, am Ende habe doch jeder nur an sich selbst gedacht oder in Zeiten der Not vor Hitlers Machtergreifung einfach nicht hingesehen.

Seit Jahren wird angesichts des faktischen und des für die Zukunft befürchteten ökonomischen Niedergangs ganzer Bevölkerungsgruppen in den USA und Europa wie in den Dreißigerjahren der Glaube an die Fähigkeit der Demokratie, noch regulatorisch eingreifen zu können, geschwächt. Noch schlimmer: Rechte Kräfte nähren durch die Verbreitung von Verschwörungstheorien den Verdacht, dass »die da oben« die Situation, den sozialen Abstieg großer Bevölkerungsschichten zugunsten anderer elitärer Schichten überhaupt nicht aufhalten wollen.

Während in den europäischen Staaten, genauso wie in den USA, die Verluste durch eine stille Enteignung in Form niedriger Zinsen und durch die Umverteilung von Steuergeldern an zu rettende Banken sozialisiert wurden, wurden so die Errungenschaften einer auf Ausgleich und sozialen Frieden basierenden sozialen Marktwirtschaft und Demokratie der neoliberalen Marktideologie geopfert. Auch der Neoliberalismus heutiger Couleur kam nicht über Nacht, und er missbrauchte den Glauben der Menschen, dass die Globalisierung eine Expansion der sozialen Marktwirtschaft wird. Das Gegenteil trat ein, die Globalisierung wurde das Projekt der Eliten und Superreichen.

Auch in den Dreißigerjahren, als Brunhilde Pomsel ihre Karriere begann, hatte sich weltweit längst die Spirale jener nationalen Abschottungspolitik in Bewegung gesetzt, die auch Donald Trump vor seiner Wahl für die USA angekündigt hat. So wurden auch damals aus Sorge vor europäischen Wirtschaftsflüchtlingen als Erstes nur noch ausgewählte Ausländer ins Land gelassen. In ähnlicher Hektik werden heute Europas Grenzen geschlossen, Asylgesetze verschärft, und die Briten verlassen gleich ganz die Europäische Union. Im Alltag wurde das Elend breiter Massen, wie von Brunhilde Pomsel beschrieben, von staatlicher Seite wie auch vom bessergestellten Bürgertum ignoriert, und dem Börsencrash von 1929 folgte politisch fast überall in Europa ein Rechtsruck – so wie seit dem Ausbruch der Finanzkrise 2008 jährlich die

Zustimmung zu Nationalisten aller Couleur stetig wächst. Das kommt nicht von ungefähr, denn die Führungen der demokratischen Eliten tragen zum Verlust ihrer Glaubwürdigkeit jeden Tag selbst weiter bei.

Enthüllungen über die geheimen Offshoregeschäfte Dutzender Staats- und Regierungschefs und Spitzensportler werden regelmäßig in den Medien veröffentlicht. Während die Superreichen und Konzerne ihre Gelder in Steueroasen in Sicherheit bringen, ohne Steuern zu bezahlen wie alle anderen, entsteht der unwiederbringliche Eindruck, dass die Globalisierung nicht mehr zum Nutzen der Allgemeinheit kontrolliert werden kann. Im Gegenteil. Diese verdeckten Milliardenvermögen bescheren einer kleinen Elite von Superreichen eine kaum zu überblickende Macht, und in der Folge erscheint alles Regieren nur noch als Ohnmacht, wie der Journalist Harald Schumann konstatiert: »Die gesamte politische Klasse in Europa – einschließlich der Grünen und sogar eines Teils der Linken – hat im Grunde genommen kapituliert. Sie wissen, dass es die Konzerne, Banken und Superreichen sind, die mit ihren Investitionen über das Wohl und Wehe ihrer Staaten, Bundesländer und Kommunen entscheiden.«[67] Ein ähnliches Urteil erhielten eben auch die politischen Parteien der Weimarer Republik.

Die Krise der Demokratie ist das lange gewachsene Resultat hilflos wirkender oder ignoranter Politiker, die die Rettung der Banken im Zuge der Finanzkrise als alternativlos bezeichneten, was allerdings von linken wie von rechtsradikalen Kräften als Kapitulation empfunden wird. Diesen beiden Bevölkerungsgruppen gemeinsam ist die Ablehnung der Globalisierung. Es ist die Kapitulation der politischen Elite vor der Gier der Finanzindustrie. Und die Rechtspopulisten nutzen die Wut und Verzweiflung der einfachen Bevölkerung darüber für ihre Zwecke.

Eine völlig defragmentierte Gesellschaft des Westens bildet keine solidarische Gemeinschaft mehr. Wie in den Dreißigerjahren schwindet heute die Souveränität der europäischen demokrati-

schen Eliten und Parteien, da sie sich als unfähig erweisen oder zumindest massiv den Eindruck erwecken, dem Allgemeinwohl nicht mehr dienlich zu sein.

Die reflexartige Ablehnung von Flüchtlingen erscheint zuweilen als der Faktor, der dem Europa der Krise wieder eine erste gemeinsame Identität und Solidarität gibt: Nämlich durch unmenschliche Abschottung nach außen und nationalen Egoismus.

Wie in den Dreißigerjahren brach der Zusammenhalt der westlichen Staaten auch in der Gegenwart durch eine ökonomische Krise zusammen, und wie in den Dreißigerjahren liegt der Appeal der Populisten in der Verkündung angeblich einfacher Lösungen in einer bedrohlich wirkenden Welt. Doch klare Freund-Feind-Schemata und einfache Lösungen sind hochgradig gefährlich, denn sie zu revidieren ist weitaus schwieriger, als sie entstehen zu lassen. Terror, Schuldenkrisen, Klimawandel, Flüchtlinge – diese Probleme lassen sich nicht mehr national lösen, und doch folgen immer mehr Menschen diesem Reflex der Vereinfachung und Radikalisierung. Und die bürgerliche gemäßigte Mitte scheint heute wie damals vor allem mit sich selbst beschäftigt.

Die persönlichen Anforderungen schwanken heute zwischen Familie und Karriere, in einem flexiblen Arbeitsmarkt. Die Generation der Selbstoptimierer lebt ganz nach dem Vorbild des amerikanischen Traums, der sich seit dem Ausbruch der Finanzkrise als Albtraum entpuppt. Jeder ist für sich selbst verantwortlich, das soziale Netz wird immer brüchiger, nicht Freiheit, sondern Unsicherheit ist das bestimmende Lebensgefühl. Was der Generation der »Babyboomer« noch gewiss schien, sich nämlich aus eigener Kraft erhalten und hocharbeiten zu können, ist nicht mehr gültig – weder in den USA noch in den europäischen Ländern. Die Segnungen des westlichen Kapitalismus sind in der Wahrnehmung so brüchig geworden, dass sich viele fragen, was eine Demokratie soll, in der die Konzerne und Reichen um so vieles bessergestellt sind als die einzelnen Bürger. Hier finden Populisten von rechts wie

links viele Ansätze für eine weitere Zersetzung des gesellschaftlichen Zusammenhaltes. Was sich in den USA und Europa lange angekündigt hat, wird nun Realität: Die Heilsversprecher treten wieder an. Und auch Brunhilde Pomsel kann sich an die erste Zeit erinnern, nachdem Hitler an die Macht gekommen war.

»Aber unmittelbar nach Antritt Hitlers war die Stimmung einfach eine neue Hoffnung. Trotzdem war es doch eine Riesenüberraschung, dass der Hitler es geschafft hatte. Ich glaube, die waren selbst davon überrascht.«

Stolpern die westlichen Gesellschaften heute vor lauter Egoismus einerseits und Ignoranz und Desinteresse gegenüber den Populisten andererseits in eine neue Überraschung?

Aber es sind nicht Ignoranz und Desinteresse der allein an ihrem eigenen Fortkommen interessierten Bürger, die den rechten Populisten in die Hände spielen wie einst zu Brunhilde Pomsels Zeiten. Ein weiterer Mobilisierungsfaktor der rechten Populisten ist die Arroganz und das Desinteresse der liberal-demokratischen Eliten an den Lebensumständen der weniger starken oder weniger gebildeten Menschen. Denn das Reiz-Reaktionsmuster liberaldemokratischer Kräfte, die Wählergruppen rechter Parteien als dumm und ungebildet zu beschimpfen, trägt kaum zu einer Lösung bei. Die liberalen Eliten haben mit ihrer Arroganz zum Teil selbst Anteil an der Krise des demokratischen Systems und dem Protest der sogenannten »abgehängten« Wählerschichten, sich an »denen da oben« rächen zu wollen, erklärt Elisabeth Raether in einem bemerkenswerten Essay in der *ZEIT*.[68] Jene Bevölkerungsgruppen mit Hochschulabschluss und einem einigermaßen sicheren Job verachten die unteren Bevölkerungsschichten dafür, dass sie nicht so tolerant gegenüber Einwanderern und anderen Minderheiten sind. Allerdings sind deren Arbeitsplätze durch Einwanderer auch nicht potenziell gefährdet, dort entsteht keine Angst vor Konkurrenz um soziale Leistungen. Die potenziellen Verlierer

der Globalisierung stehen vor unseren Arbeitsämtern genauso wie die Flüchtlinge vor unseren Grenzen. Die Flüchtlinge und die Rechtspopulisten sollten uns daran erinnern, dass unsere Bemühungen um eine bessere Welt gerade vor unseren Augen scheitern. Zur Aufgabe demokratischer Parteien gehört es nun mal auch, die Wut der Wähler sowie unbequeme Wahrheiten ernst zu nehmen – zum Beispiel in Form von Umfrageergebnissen, die die Stimmung in der Bevölkerung widerspiegeln. Wenn etwa Forscher der Universität Leipzig in einer Umfrage 2016 feststellen, dass sich die Hälfte der Deutschen durch die vielen hier lebenden Muslime manchmal wie Fremde im eigenen Land fühlen, und 41 Prozent meinen, man sollte Muslimen die Zuwanderung nach Deutschland von vornherein verwehren, dann verweist dies auf einen Anteil der Bevölkerung, der weit über dem Prozentsatz der Bevölkerung liegt, der der rechts gerichteten AfD bisher die Stimme gibt. Diese in der Bevölkerung herrschende Verunsicherung und Unzufriedenheit zu leugnen oder zu verdrängen ist weitaus gefährlicher, als die öffentliche Debatte um eine generelle Begrenzung von Zuwanderung zu führen. Wenn sich solche Umfragen und Meinungen nachhaltig verfestigen und am Ende die Hälfte der Bevölkerung weitere Migranten ablehnt, dann kann man darüber nicht einfach hinwegregieren.

Wenn sich die bürgerlichen Kräfte nicht engagieren und dieser Angst und Radikalisierung eines Großteils der Bevölkerung entgegentreten und Regierungen nicht in die Bekämpfung von Fluchtursachen investieren, dann gehört es aber auch dazu, ehrlich zu sein und den Preis für eine Abschottung auf den Punkt zu bringen: Bruch der Menschenrechte, des Völkerrechts und militärisch gesicherte Grenzschutzanlagen.

Dass die Deutschen, wie auch fast alle anderen Bürger in Europa und den USA beispielsweise bei ihrer Einschätzung der angeblichen Flut von muslimischen Migranten völlig falschliegen, ist das Ergebnis einer Studie des britischen Meinungsforschungsinstituts

Ipso Mori. Einer von fünf in Deutschland lebenden Menschen, also 21 Prozent der einheimischen Bevölkerung, wäre derzeit muslimischen Glaubens, schätzten die Befragten. In Wirklichkeit sind es aber nur etwa einer von zwanzig, sprich gerade mal über 5 Prozent der Gesamtbevölkerung – und das nach der großen Flüchtlingswelle von 2015. Und es ist bis heute nicht klar, wie viele Menschen nach einem Ende des Bürgerkrieges in Syrien in ihr Land zurückkehren werden, was den Anteil der muslimischen Bevölkerung wieder verringern würde.

Noch deutlicher fällt diese Fehleinschätzung in den USA aus. Dort macht der Anteil der Muslime gerade mal ein Prozent aus versus geschätzten 17 Prozent.[69] In den Propagandamedien der Rechtspopulisten werden die Zahlen hemmungslos übertrieben, was Ängste und Hass weiter nährt.

Die Verrohung der Moderne kann nur eine Gesellschaft bewältigen, die wieder einen verlässlichen Ordnungsrahmen außerhalb nationalistischer Abschottungspolitik entwirft und die Populisten und ihre völlig unrealistischen Versprechen sowie ihre Lügen entlarvt. Es kann nicht darum gehen, den Themen der Populisten hinterherzulaufen. Nur wenn allen demokratischen Kräften die sachliche Auseinandersetzung mit Fakten gelingt, statt sich von Emotionen leiten zu lassen, kann der Zulauf zu Rechtspopulisten gestoppt werden. Dazu müssen auch die sozialen Probleme wie auch die Verwerfungen des neoliberalen Kapitalismus, der Finanz- und Wirtschaftskrise, die hier dargelegten Parallelen zu den Dreißigerjahren ernst genommen werden.

Der Aufstieg der Rechtspopulisten könnte auch eine gute Seite haben, denn bisher waren die sozialpolitischen Fragen nicht auf der Agenda der Eliten. Beim letzten Treffen der G-20-Staaten im September 2016 erklärten die Regierungen der 20 größten Industrienationen jedoch, dass die Vorteile der Globalisierung breiter verteilt werden müssten. Vielleicht werden den Worten sogar Taten folgen, denn auch die Eliten haben eine Rückkehr in die Dreißigerjahre

zu befürchten. Demnach besteht die Chance auf eine Reform der Globalisierung.

Darüber hinaus ist es nicht ausgemacht, dass das gemäßigte Bürgertum weiter dem Aufstieg der Rechtspopulisten zuschaut und es nicht zu einer generationenübergreifenden Politisierung kommt. Es besteht die Chance, dass die Wahl von Trump, der knappe Wahlausgang in Österreich, der Demokratieabbau in Polen und Ungarn, der Brexit, die Lage in der Türkei und Syrien sowie die allgemeine Verrohung westlicher Demokratien für die noch ausstehenden Wahlen in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland ein letzter Warnschuss waren und genügend Menschen mobilisiert werden können, um das Schreckgespenst einer Rückkehr in die dunklen Dreißiger abzuwenden. Die Betonung liegt auf »Chance«, denn noch stürmen die Feinde der Demokratie die Parlamente.

Und genauso stehen wir noch vor lauter Angst und Ignoranz offensichtlich unter der von Brunhilde Pomsel beschriebenen »Glocke«, in der das Streben nach persönlichem Vorteil, gepaart mit Opportunismus und Negierung der gesellschaftlichen Situation, den Radikalen weiterhin Pate steht. Aus der es dann, wie Brunhilde Pomsel sagt, kein Entrinnen mehr gibt? Es ist wohl nicht mehr überraschend zu behaupten, dass wir bei der Frage nach potenzieller Schuld im Sinne von Ignoranz und Desinteresse gegenwärtig eine hohe Verantwortung tragen. Die Mitläufer des Naziregimes konnten sich vielleicht noch auf Nichtwissen berufen. Wir aber kennen den Verlauf der Geschichte, wir müssten es besser wissen.

Es wird ein langer und schwieriger Kampf werden, um die Rechtspopulisten zurückzudrängen und vor allem ihre Wähler wieder für einen demokratischen Rechtsstaat und die europäische Einigung zu gewinnen. Dazu wird auch gehören, nicht nur auf Ängste zu reagieren, sondern sich auch mit Forderungen jener Wählergruppen auseinanderzusetzen, die sich von der Demokratie abwenden.

Das Gefühl von Sicherheit und Vertrauen zu erzeugen wird nicht mit noch mehr liberalen Forderungen nach Toleranz und Schutz von Minderheiten allein gelingen, sondern auch durch Maßnahmen, die nach den Terroranschlägen in den Jahren 2015 und 2016 in Europa eben wieder ein Gefühl von Sicherheit vermitteln. Dass Flüchtlinge sich ordnungsgemäß registrieren müssen und dass der Staat in der Lage sein muss, sogenannte »Gefährder« und andere Kriminelle aus dem Umfeld der Flüchtlinge zu filtern, ist eine staatsrechtliche Selbstverständlichkeit. Dies muss aber ohne die alltäglich hysterischen und plakativen Forderungen nach Ausweisung, Abschottung und anderen repressiven Maßnahmen der Rechtspopulisten gelingen, ohne die Menschenrechte von Bürgerkriegsflüchtlingen und Migranten pauschal zu verletzen oder zur Disposition zu stellen. Diese Rechte müssen von uns Bürgern auch im Alltag mit Zivilcourage verteidigt werden.

Wir dürfen nicht vergessen: Eine der wichtigsten Lehren aus der gescheiterten Flüchtlingspolitik der internationalen Gemeinschaft der Dreißiger- und Vierzigerjahre basierte auf der Abweisung von jüdischen Flüchtlingen, da man sich weltweit nicht über deren Aufnahme einigen konnte. Als 1938 die wachsende Verfolgung eine Massenflucht unter der jüdischen Bevölkerung auslöste, gab es kaum noch ein Land, über dessen Grenzen eine Einwanderung uneingeschränkt möglich war. Als das nationalsozialistische Regime im Oktober 1941 schließlich jegliche Auswanderung verbot, war es den im Deutschen Reich verbliebenen Juden nahezu unmöglich, vor der drohenden Vernichtung noch ins Ausland zu fliehen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg stellte man den Schutz von Flüchtlingen deshalb auf eine verbindliche Grundlage, und zwar in Form eines bis heute gültigen Vertrages – der Genfer Flüchtlingskonvention von 1951. Sie verpflichtet uns, Schutzsuchende niemals dorthin zurückzuweisen, wo ihnen Verfolgung droht.

Die Forderungen nach sicheren Grenzen und sozialer Gerechtigkeit in der Globalisierung sind deshalb keine Forderungen, die

eine demokratische Gesellschaft und Regierung Rechtspopulisten überlassen darf, die zudem den völkerrechtlichen Grundsatz der Genfer Konventionen ohnehin infrage stellen – auch und gerade dann nicht, wenn im Kern ihrer meist dumpfen und vereinfachten Analyse auch mal ein Funken Wahrheit stecken mag. Doch weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart haben Rechtspopulisten oder Diktatoren aller extremen Richtungen auch nur ansatzweise bewiesen, dass sie in der Lage gewesen wären, Probleme friedlich, human oder nachhaltig zu lösen. Ihre Macht mündete am Ende quasi ausnahmslos auf Kosten von Minderheiten und gegenüber der eigenen Bevölkerung in Chaos, Gewalt, Krieg und Unterdrückung.

Populisten neigen generell dazu, völlig unrealistische Versprechen abzugeben. Sobald sie jedoch an der Macht sind oder an ihr beteiligt, wird oftmals das Missverhältnis zwischen Anspruch und Wirklichkeit deutlich. Es gibt genügend Beispiele aus der jüngeren Geschichte, die aufzeigen, dass rechtspopulistische Regierungen und Regierungsbeteiligungen in der Regel zwei Tendenzen haben: Entweder werden die Interessen der Wähler ins Gegenteil verkehrt, oder innerparteiliche Streitereien führen zum Zerbrechen einer Partei.[70]

Brunhilde Pomsel zählt nicht zu den einzigen hochbetagten Zeitzeugen des Faschismus, die sich die Frage stellen, ob die Menschen aus der Geschichte denn gelernt haben. Die heute 105-jährige Ärztin Ingeborg Rapoport musste gleich mehrfach miterleben, was es heißt, verfolgt zu werden: Was Brunhilde Pomsel und sie eint, ist die Angst vor der neuen Hetze im Deutschland 2016. Ingeborg Rapoport wurde in den Medien bekannt, als sie mit 102 Jahren als ältester Mensch der Welt ihre Doktorarbeit verteidigte. Sie kam 1912 in Kamerun zur Welt, damals einer deutschen Kolonie, wuchs in Hamburg auf und floh 1938 mit ihrer Mutter als Jüdin vor den Nazis in die USA. Von dort musste sie als denunzierte Kommunistin in der McCarthy-Ära wiederum in die DDR fliehen, wo sie später dann den Mauerfall erlebte. In einem Interview

schildert sie ganz wie Brunhilde Pomsel ihre eigene unpolitische Haltung bis zu dem Zeitpunkt, als ihr als junger Frau der Antisemitismus im nationalsozialistischen Deutschland offen entgegenschlug.[71] Sie erinnert sich an eine Atmosphäre der allgegenwärtigen Angst. In der DDR begegnete ihr der Antisemitismus später nur noch latent. Doch mit der Wiedervereinigung sei er wieder offenbar geworden. Dass sich ausgerechnet in Ostdeutschland eine ausländerfeindliche Bewegung wie PEGIDA etablieren konnte, beobachtet die hellwache Frau mit Sorge. Täglich hört sie Nachrichten und nimmt rege daran Anteil, was im Land passiert: Brennende Flüchtlingsheime, Demonstranten, die »Deutschland den Deutschen« rufen und auf diese Weise Angst verbreiten – all das ist ihr wohlbekannt, denn Angst war das wichtigste Instrument der Nazis. Auch die Art und Weise, wie heute über die Flüchtlinge gesprochen wird, weckt in Ingeborg Rapoport böse Erinnerungen. Die größte Gefahr sieht sie in der Radikalisierung einerseits und einem politischen Desinteresse anderseits. »Wer unpolitisch ist, der ist beeinflussbar.«

Gefährlich wären die Menschen, die auf komplexe Fragen einfache Antworten suchten. Sie glaube immer noch an den friedliebenden, solidarischen Menschen und nicht an das ichbezogene, kapitalistische System. Die abwertende Debatte um den Islam, die Diskussion um die Vollverschleierung, genau das kann ihrer Meinung nach als Hetzmittel benutzt werden, ähnlich wie sie es im Nationalsozialismus erlebt hat.

Beiden Biografien scheint am Ende eines gemeinsam: Brunhilde Pomsel und Ingeborg Rapoport sind die vielleicht letzte Warnung einer Generation, die selbst erlebt hat, was der Faschismus, was Ignoranz, Passivität, Desinteresse und Opportunismus in Deutschland und der Welt angerichtet haben.

Das Bürgertum der Zwanziger- und Dreißigerjahre hat Adolf Hitler zunächst als Trottel verachtet und geschwiegen, bis es zu spät

war. Auch Brunhilde Pomsel war in der eigenen Rückbetrachtung in ihrer Suche nach dem eigenen Glück, nach Erfolg und Wohlstand blind und gleichgültig gegenüber den Entwicklungen ihrer Zeit. Auch wir sind offenbar heute zu träge, das Offensichtliche anzugehen, uns darum zu bemühen, den Verlierern in unserem System wieder zu mehr Teilhabe zu verhelfen. Der Neoliberalismus in seiner heutigen Form hat die gesellschaftliche Solidarität zugunsten einer narzisstischen Individualität und Selbstbezogenheit geopfert. Jeder ist seines Glückes Schmied – nicht von ungefähr ist dieser Spruch ein Sinnbild für den amerikanischen Traum, der sich spätestens seit der Finanzkrise von 2008 endgültig als Albtraum entpuppt, der viele Verlierer und am Ende Donald Trump hervorgebracht hat. Solidarität zu erfahren ist das Öl des Motors einer demokratischen, freien und humanistischen Gesellschaft. Wenn wir weiter die Ungerechtigkeit eines Wirtschaftssystems billigend in Kauf nehmen, das, wie gezeigt, die Entsolidarisierung in den vergangenen Jahren immer weiter vorangetrieben hat, um die Profite multinationaler Konzerne zu maximieren, liefern wir den Rechtspopulisten weiteres Futter.

Einer langsamen Entsolidarisierung folgt immer eine Form der Enthumanisierung. Eine Gesellschaft, in der menschliche Instinkte wie Mitgefühl und Solidarität verdrängt werden, ist eine derartig hässliche Gesellschaft, die in der Tat keine Demokratie mehr braucht. Brunhilde Pomsels egoistisches und unreflektiertes Streben nach dem eigenen Vorteil findet gerade wieder millionenfach statt – in uns selbst.

Wenn die Demokratie sich der Wirtschaft so weit beugt, dass die Menschen das Gefühl haben, selbst keinen Einfluss mehr auf die Institutionen zu haben, und sogar ihre Interessen verraten sehen, dann werden die Populisten und Faschisten in den kommenden Jahren ein leichtes Spiel haben. Es gibt also genug Anlass, sich für den Erhalt des demokratischen Rechtsstaats jetzt und sofort einzusetzen.

Es wird gelingen müssen, für die Migration eine Lösung zu finden – oder wir nehmen hin, dass weiter Zehntausende Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken oder an einer europäischen Festungsmauer tatsächlich mit immer brutalerer Gewalt aufgehalten und ihrem Elend überlassen werden.

Wir müssen einen Diskurs beginnen, wie die Globalisierung so gestaltet werden kann, dass die Fluchtursachen aufgelöst werden können, was am Ende nur durch Formen der Umverteilung sowie Hilfe bei der Bewältigung der Auswirkungen des Klimawandels und einem Stopp der Ressourcenausbeutung an Mensch und Umwelt gelingen kann und durch eine Friedensbewegung, die die Konfliktparteien an den Verhandlungstisch bringt. Dazu wäre vermutlich etwas nötig, das es bisher zumeist nur nach großen Weltkriegen gegeben hat: eine Umverteilung von oben nach unten, eine Art »New Deal« für die Globalisierung. Die demokratischen Eliten müssen einsehen, dass noch mehr Ungleichheit nicht in ihrem Interesse liegen kann, und bereit sein, die Fehlentwicklungen der letzten Jahrzehnte zu korrigieren, um einen neuen Impuls zu geben, eine Einladung zur Teilhabe an demokratischen Entscheidungsprozessen, die den Exzessen von Konzernen und Superreichen Grenzen setzt und die eine alte Maxime wieder als Leitmotiv westlicher Werte postuliert: Die Wirtschaft hat den Menschen zu dienen und nicht den wenigen Superreichen. Der scheidende US-Präsident Barack Obama mahnte bei seiner Abschiedstour durch Europa 2016 ebendiese Kurskorrektur an – sonst würde ein tief empfundenes Gefühl von Ungerechtigkeit fortbestehen.

Auch der ehemalige US-Außenminister Henry Kissinger nimmt zu der politischen Entwicklung in den USA Stellung und nennt dabei die historische Erfahrung in Deutschland in einem Atemzug: »Wir in Amerika müssen verstehen, dass du nicht auf Dauer die sozialen Werte der Mittelschicht beleidigen kannst, ohne irgendwann dafür bestraft zu werden. Niemand weiß das besser als Deutschland.«[72]

Es bleibt nicht mehr viel Zeit, die entgleiste Globalisierung wieder in bessere und gerechtere Bahnen zu lenken und das zu reformieren, woran unsere Gesellschaft und unser Wirtschaftssystem kranken: die Ursachen für das Einkommensgefälle, die Dominanz der Banken, die Steuerflucht der Superreichen und Konzerne, auch die rapide fortschreitende Digitalisierung der Wirtschaft, die einhergeht mit der Angst vor dem Verlust von industriellen Arbeitsplätzen sowie unsere innere Einstellung zur Demokratie und Flüchtlingen. Es ist die Verantwortung aller Gruppen einer Gesellschaft, eben auch alle teilhaben zu lassen und jenen zu helfen, die Angst vor einer völlig unberechenbaren Zukunft haben, den Benachteiligten in Europa und den USA wie auch den Menschen in den Ländern des Südens, aus denen die Menschen fliehen müssen.

Historische Parallelen zu ziehen ist immer schwierig. Es ist dennoch, wie hier in groben Zügen dargestellt, möglich, und es wichtig, sich daran zu erinnern, dass die Errungenschaften der Demokratie, für die in Europa viel Blut vergossen wurde, auch wieder verschwinden können. Das Bürgertum, das einst dem Aufstieg Hitlers zusah, sieht auch heute den Hetzern und Radikalen wieder zu. Nehmen wir uns an Brunhilde Pomsel ein Beispiel und arbeiten daran, dass die Rechtspopulisten am Ende nicht für eine schweigende Mehrheit sprechen, sondern dass diese endlich Stellung bezieht und ihr Schweigen ablegt.

Wir haben den Faschismus der Dreißigerjahre als nicht zu leugnende Matrix für das, was Hannah Arendt in dem Diktum *Banalität des Bösen* verewigte. Wir wissen heute, wie der kollektive Mechanismus des Bösen funktioniert. Es gibt keine Entschuldigung mehr. Wir wissen heute auch, dass man sich an bösen Taten schon dadurch beteiligt, weil man aufgrund des eigenen kleinen Egoismus nicht bereit ist, hinzuschauen und für die Rechte des Menschen und seine Würde einzutreten. Deshalb stehen wir heute unter einem ganz besonderen Druck, denn wir kennen die Geschichte und wissen, was wir tun. Alles andere ist eine Selbstlüge.

Die Lebensgeschichte von Brunhilde Pomsel und die Parallelen, die wir aus der Zeit, in der sie zu Goebbels' Sekretärin wurde, zu heute herauslesen können, müssen uns aufrütteln. Es ist allerhöchste Zeit, dass sich das gemäßigte Bürgertum zusammenfindet und den demokratischen Eliten Druck macht, Reformen anzugehen, die zu mehr Gerechtigkeit und Solidarität führen und so den Zusammenhalt der westlichen Gesellschaften wieder festigen. Denn die Flüchtlingskrise ist nur das Symptom einer auf Konkurrenz und Entsolidarisierung bestehenden globalen Wirtschaftsordnung.

Wir können uns das Nicht-Hinsehen nicht mehr leisten, denn die rechten Demagogen nutzen alles, um der Demokratie zu schaden. Die neoliberale Politik des Westens hat das selbst zu verantworten und dafür gesorgt, dass der Markt übermächtig wurde. Der Gesellschaftsvertrag, der soziale Stabilität versprach, wurde gekündigt. Deshalb leben wir in einer Zeitenwende, in der demokratische Werte infrage gestellt werden. Wenn die verbliebenen demokratischen Parteien und die bürgerliche Mitte nicht anfangen, darüber nachzudenken, wie man diesen Vertrag neu gestalten kann, dann werden wir in Europa eine rechtspopulistische Welle sehen, die die Demokratie in den kommenden Jahren unter sich begraben wird. Das gemäßigte Bürgertum und die Eliten aller Gesellschaftsbereiche müssen jetzt beweisen, dass sie aus der Vergangenheit gelernt haben.

Danksagung

Dank gebührt der Zeitzeugin Brunhilde Pomsel für ihre Einlassungen. Sie ermöglichte es, ihre ungewöhnliche Biografie für die bedrohliche Gegenwart einzuordnen. Ihre Erinnerungen, ihre Widersprüche können uns allen eine Lehre sein, denn die Freiheit, die Demokratie, braucht jetzt unser Engagement und unsere volle Aufmerksamkeit.

Ich danke den Filmemachern Christian Krönes, Olaf S. Müller, Roland Schrotthofer und Florian Weigensamer für die Bereitstellung der umfangreichen Interviews mit Brunhilde Pomsel sowie für die enge und freundschaftliche Zusammenarbeit. Dank gebührt ebenso Gwendolin Hallhuber und Dorothee Boesser für ihre Mitarbeit.

Ich danke ganz herzlich dem Verleger Christian Strasser, der mir dieses Projekt im August 2016 anvertraut hat.

Nicht zuletzt danke ich besonders meiner Lektorin Ilka Heinemann für die intensive Zusammenarbeit, nur so war diese spannende Aufgabe in so kurzer Zeit zu bewältigen.

Thore D. Hansen, Januar 2017

Anmerkungen

1 Als »Kriegsnagelungen« bezeichnete man im deutschen Kaiserreich Aktionen, bei denen während des Ersten Weltkrieges gegen eine Spende ein Nagel in dafür aufgestellte, meist hölzerne Objekte eingeschlagen wurde. Das eingenommene Geld kam den Kriegsopfern und Hinterbliebenen zugute. »Der eiserne Hindenburg« in Berlin-Tiergarten war die größte Nagelfigur und entstand 1915.

2 Das Lyzeum war eine höhere Schule, dem heutigen Gymnasium vergleichbar. Ein Lyzeum wurde ausschließlich von Mädchen besucht.

3 Heinrich George (*1893 in Stettin; † 25. September 1946 im Speziallager Sachsenhausen, Oranienburg) war bereits während der Weimarer Republik ein beliebter deutscher Schauspieler. Im Nationalsozialismus erhielt er erst Berufsverbot, arrangierte sich jedoch mit dem NS-Regime und spielte in verschiedenen Propagandafilmen, unter anderem in Hitlerjunge *Quex* (1933) und *Kolberg* (1945) sowie in dem antisemitischen Propagandafilm *Jud Süß* (1940).

4 Attila Hörbiger (*1896 in Budapest, Österreich-Ungarn; † 1987 in Wien, Österreich) war ein österreichischer Schauspieler. Er spielte von 1935 bis 1937 und von 1947 bis 1951 den *Jedermann*

bei den Salzburger Festspielen. Mit seiner Gattin Paula Wessely spielte er in *Heimkehr,* einem antisemitischen Propagandafilm, mit.

5 Die Abteilung »Zeitfunk« hatte überwiegend das Geschehen in Deutschland und in Europa sowie an den Fronten im Mittelpunkt seiner Sendungen.

6 Eduard Roderich Dietze war ein deutscher Tischtennisspieler mit schottischen Wurzeln und fungierte ab 1932 als Rundfunkreporter. Bei den Olympischen Spielen 1936 war er als Chefsprecher für den englischen Rundfunk tätig. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er maßgeblich an der Entwicklung des Fernsehens beteiligt und später Chefreporter des Südwestfunks.

7 Rolf Waldemar Wernicke war ein deutscher Sportreporter. Er berichtete 1936 von der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele und den Leichtathletikwettbewerben. In der Folge berichtete er aber auch von zentralen Veranstaltungen wie Parteitagen der NS-Diktatur sowie im Verlauf des Krieges auch direkt von der Front.

8 Karl Johannes Holzamer war ein deutscher Philosoph und Pädagoge und späterer Intendant des ZDF. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde Holzamer zunächst als Bordschütze zur Luftwaffe eingezogen und später als Kriegsberichterstatter für den Hörfunk abgeordnet.

9 Ab 1934 wurden zahlreiche Mitarbeiter des Reichssenders Berlin verhaftet und erhielten Berufsverbot. Darunter auch prominente Radiopioniere wie Julius Jänisch, Alfred Braun, Hans Bredow, Hans Flesch, Hermann Kasack, Friedrich Georg Knöpfke, Kurt Magnus, Franz Mariaux und Gerhart Pohl.

10 Ludwig Lesser (* 1869 in Berlin; † 1957 in Vallentuna/Schweden) war ein Berliner Landschaftsarchitekt. Nachdem er in der NS-Zeit Berufsverbot erhielt, emigrierte er 1939 nach Schweden und wurde 2013 posthum zum Ehrenpräsidenten der Deutschen Gartenbaugesellschaft ernannt.

11 Heinrich Glasmeier (* 1892 in Dorsten; † vermutlich 1945) war ein deutscher Rundfunkintendant und nach 1933 Intendant des Westdeutschen Rundfunks in Köln. 1937 wurde er von Joseph Goebbels zum Reichsintendant des gesamtdeutschen Rundfunks ernannt sowie ab 1943 als Bevollmächtigter des Reichspropagandaministers im besetzten Frankreich eingesetzt.

12 Der Volkswirt Werner Naumann (* 1909 in Guhrau, Schlesien; † 1982 in Lüdenscheid) war Staatssekretär im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und persönlicher Referent von Joseph Goebbels. 1953 war Naumann an einer Verschwörung beteiligt, bei der eine Gruppe von ehemaligen Nazis die nordrhein-westfälische FDP zu unterwandern versuchte.

13 Kurt Frowein (* 1914 in Wuppertal) wurde 1940 persönlicher Pressereferent von Joseph Goebbels, im Juni 1943 avancierte er zum Reichsfilmdramaturgen und hatte maßgeblichen Einfluss an der zentralen Schaltstelle der Medienmacht des Propagandaministeriums.

14 Zwischen Oktober 1941 und Ende März 1945 wurden 50 000 Juden aus Berlin deportiert. Als sich der Reichspropagandaminister im Mai 1945 selbst richtete, lebten von den einstmals 160 000 Juden zu Beginn der NS-Diktatur nur noch 8000 in Berlin. Der letzte Deportationszug verließ Berlin noch am 27. März 1945 in Richtung Theresienstadt – nur sechs Wochen vor dem Ende des Dritten Reiches.

15 Eva Löwenthal wurde am 8.11.1943 unter der Transportnummer 46 von Berlin nach Auschwitz deportiert und dort Anfang 1945 ermordet.

16 Werner Paul Walther Finck (* 1902 in Görlitz; † 1978 in München) war ein deutscher Kabarettist, Schauspieler und Schriftsteller. Er wurde 1935 zunächst verhaftet und erhielt ein Jahr Arbeitsverbot. Um einer weiteren Verhaftung zu entgehen, meldete er sich 1939 freiwillig zum Kriegsdienst und erhielt später

das Eiserne Kreuz 2. Klasse und die Medaille der Winterschlacht im Osten 1941/42.

17 Lída Baarová (* 1914 als Ludmila Babková in Prag; † 2000 in Salzburg). Die tschechische Schauspielerin war die Geliebte von Joseph Goebbels. Das Verhältnis wurde früh öffentlich diskutiert, und der Propagandaminister war bereit, sich für die Beziehung scheiden zu lassen. Erst ein Machtwort Hitlers beendete das Verhältnis, da ihm die öffentliche Debatte zu der Zeit wegen des Anschlusses des Sudetenlandes ungelegen kam, außerdem war Goebbels' Familie im Reich als die nationalsozialistische Musterfamilie bekannt.

18 Im Zweiten Weltkrieg wurde Berlin-Südende durch Luftangriffe der Alliierten fast völlig zerstört. Entscheidend war der Angriff in der Nacht vom 23. zum 24. August 1943 durch einen britischen Bomberverband.

19 Die verlorene Schlacht um Stalingrad und die damit einhergehende Vernichtung der deutschen 6. Armee Anfang 1943 gilt als der psychologische Wendepunkt des Deutsch-Sowjetischen Krieges, der im Juni 1941 begann.

20 Konstantin von Schirmeister (* 1901 in Mülhausen im Elsass, † vermutlich nach 1946) war Journalist und von 1933 bis 1945 als Staatsbeamter ein ranghoher Mitarbeiter von Joseph Goebbels im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda.

21 Am 18. Februar 1943 hielt Joseph Goebbels im Berliner Sportpalast eine Rede, in der er zum »totalen Krieg« aufrief. Die rund 109 Minuten dauernde Rede gilt als Paradebeispiel der nationalsozialistischen Propaganda.

22 Das Gesetz über die Vereidigung der Beamten vom 20. August 1934 sah folgenden Diensteid vor: »Ich schwöre: Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.« Ob Brunhilde

Pomsel als Ministerialangestellte diesen Eid im Wortlaut leisten musste, erinnert sie nicht.

23 Richard Otte war Regierungsrat und persönlicher Stenograf von Joseph Goebbels. Er war maßgeblich an den umfangreichen Tagebuchaufzeichnungen von Joseph Goebbels beteiligt.

24 *Jud Süß* ist ein antisemitischer nationalsozialistischer Spielfilm von Veit Harlan aus dem Jahr 1940.

25 Ferdinand Marian (* 1902 in Wien; † 1946 bei Freising) war ein in den Dreißigerjahren populärer österreichischer Schauspieler. Joseph Goebbels persönlich nötigte Marian, die Hauptrolle in dem bekanntesten antijüdischen NS-Propagandafilm *Jud Süß* anzunehmen, nachdem er dies zunächst abgelehnt hatte.

26 Brunhilde Pomsel bezieht sich hier auf den Film *Kolberg*. Er wurde ab 1943 unter Aufsicht des Propagandaministers Joseph Goebbels produziert und sollte in der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges den Durchhaltewillen der Deutschen stärken.

27 August Franz Anton Fritzsche (* 1900 in Bochum; † 1953 in Köln) war ein deutscher Journalist und bekleidete verschiedene Funktionen im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. Nach der Schlacht um Berlin unterzeichnete Fritzsche am 2. Mai 1945 als vermutlich rangältester in der Stadt verbliebener Regierungsbeamter die bedingungslose Kapitulationserklärung für Berlin.

28 Günther Schwägermann (* 1915 in Uelzen) diente ab 1941 als Adjutant für Joseph Goebbels. Er erreichte den Rang eines SS-Hauptsturmführers. Am 1. Mai 1945 während der letzten Tage der Schlacht um Berlin verbrannte er die Leichen von Joseph und Magda Goebbels. Schwägermann entkam erfolgreich aus Berlin nach Westdeutschland. Er geriet am 25. Juni 1945 in amerikanische Gefangenschaft, aus der er am 24. April 1947 entlassen wurde.

29 Gemeint ist die Armee, die im April 1945 unter dem Oberbefehlshaber Walther Wenck aufgestellt wurde für den Kampf um

Berlin. Sie war die Armee mit den jüngsten Soldaten der Wehrmacht und eher schwach bewaffnet. Ein Vordringen bis nach Berlin gelang ihr nicht.

30 Adolf Hitler wurde am 20. April 1889 in Braunau am Inn in Österreich-Ungarn geboren.

31 Dr. Herbert Collatz (* 13.4.1899, † 1945) war Oberregierungsrat im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. Er erschoss sich und seine Familie beim Einmarsch der Russen in Berlin.

32 Johannes »Hanne« Sobek (* 1900 in Mirow; † 1989 in Berlin) war ein deutscher Fußballspieler und -trainer. Bekanntheit erlangte er als Spieler von Hertha BSC, mit der er sechsmal hintereinander das Finale um die deutsche Meisterschaft erreichte und es zweimal gewann. Bereits am Ende seiner Karriere als aktiver Spieler arbeitete Sobek für den Berliner Rundfunk als Reporter (1938–1945).

33 Wassili Iwanowitsch Tschuikow (* 1900 in in Serebrjanyje Prudy, † 1982 in Moskau) war ein hochdekorierter sowjetischer Militärführer und Politiker. Im September 1942 wurde er Oberbefehlshaber der 62. Armee, die er von der Schlacht von Stalingrad bis zur Schlacht um Berlin im April/Mai 1945 als Generaloberst befehligte. Nach dem Krieg erhielt er die Auszeichnung »Held der Sowjetunion«, 1955 wurde er zum »Marschall der Sowjetunion« ernannt.

34 Hanna Reitsch (* 1912 in Hirschberg, Schlesien; † 1979 in Frankfurt am Main) war im Dritten Reich eine bei der Bevölkerung populäre Testpilotin. Nachdem Hermann Göring von Hitler am 23. April 1945 aller Ämter enthoben worden war, flog Hanna Reitsch am 26. April 1945 dessen Nachfolger Robert Ritter von Greim in das von den Alliierten umzingelte Berlin.

35 Martin Bormann (* 1900 in Halberstadt; † 1945 in Berlin) war während des Nationalsozialismus Inhaber wichtiger Parteiämter, zuletzt Leiter der Parteikanzlei der NSDAP im Rang eines

Reichsministers, und ein wichtiger Vertrauter Hitlers. Nach seiner Flucht aus dem Führerbunker Anfang Mai 1945 galt er als verschollen. Erst 1973 konnte nachgewiesen werden, dass er sich am 2. Mai 1945 selbst getötet hatte. Sein Skelett war bei Erdkabelverlegungen in der Nähe des Lehrter Bahnhofs entdeckt und in der Folge identifiziert worden.

36 Paul Garbulski: Gib acht vor der Nazi-Sekretärin in dir, *VICE Magazin Online,* 17.8.2016, auf: http://www.vice.com/de/read/sind-wir-nicht-alle-ein-bisschen-pomsel, Stand 28. Dezember 2016

37 Vgl. Sven Felix Kellerhoff: Goebbels-Sekretärin will »nichts gewusst« haben; *Welt24 Online;* 30.06.2016, auf: https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article156710123/Goebbels-Sekretaerin-will-nichts-gewusst-haben.html, Stand 28. Dezember 2016

38 Vgl. Amnesty International: Hunderttausende Kurden im Südosten der Türkei vertrieben, Amnesty International, 6.12.2016; auf: https://www.amnesty.de/2016/12/6/hunderttausende-kurden-im-suedosten-der-tuerkei-vertrieben, Stand 28. Dezember 2016

39 Vgl. Sylke Gruhnwald / Alice Kohl: Die Toten vor Europas Toren, *Neue Züricher Zeitung Online,* 2.4.2014, auf: http://www.nzz.ch/die-toten-vor-europas-tueren-1.18272891, Stand 28. Dezember 2016

40 Vgl. Jean-Marc Manach: Ces gens-là sont morts, ce ne sont plus des migrants, in: *Le Monde diplomatique Online,* 31.03.2014, auf: http://www.monde-diplomatique.fr/carnet/2014-03-31-morts-aux-frontieres, Stand 28. Dezember 2016

41 Vgl. Lutz Haverkamp, Markus Grabitz: 10 000 Tote seit 2014 im Mittelmeer, in: *Der Tagespiegel Online,* 7.6.2016, auf: http://www.tagesspiegel.de/politik/europaeische-union-und-die-fluechtlinge-10-000-tote-seit-2014-im-mittelmeer/13701608.html, Stand 28. Dezember 2016

42 Vgl. John Woodrow Cox: Let's party like it's 1933: Inside the altright world of Richard Spencer, in: *Washington Post Online*, 22.11.2016, auf: https://www.washingtonpost.com/local/lets-party-like-its-1933-inside-the-disturbing-alt-right-world-of-richard-spencer/2016/11/22/cf81dc74-aff7-11e6-840f-e3ebab6bcdd3_story.html, Stand 28. Dezember 2016

43 Richard Herzinger: Trump weiter zu unterschätzen ist selbstmörderisch, in: *Welt24 Online*, 10.11.2016, auf: https://www.welt.de/debatte/kommentare/article159392876/Trump-weiter-zu-unterschaetzen-ist-selbstmoerderisch.html, Stand 28. Dezember 2016

44 Albrecht von Lucke: Trump und die Folgen: Demokratie am Scheideweg; *Blätter für deutsche und internationale Politik;* 12/2016, Seite 5-9

45 Vgl. Timo Steppat: Wie Populisten durch Facebook groß werden, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung Online*, 11.11.2016, auf: http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/wie-facebook-populisten-wie-trump-afd-und-pegida-gross-macht-14518781.html, Stand 28. Dezember 2016

46 Vgl. Hasnain Kazim: Ungefiltert FPÖ, in: *Spiegel Online*, 30.11.2016, auf: http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/rechte-medien-in-oesterreich-ungefiltert-fpoe-a-1123653.html, Stand 28. Dezember 2016

47 Vgl. Edelman: Trust Barometer – Global Results, 17.1.2016, auf: http://www.edelman.com/insights/intellectual-property/2016-edelman-trust-barometer/global-results, Stand 28. Dezember 2016

48 Vgl. The Southern Poverty Law Center: Ten Days After: Harassment and Intimidation in the Aftermath of the Election, November 2016, auf: https://www.splcenter.org/20161129/ten-days-after-harassment-and-intimidation-aftermath-election#antimuslim, Stand 28. Dezember 2016

49 Vgl. Benedikt Peters: Gewalt gegen Ausländer geht nicht

mehr weg, in: *Süddeutsche Zeitung Online,* 30.9.2016, auf: http://www.sueddeutsche.de/politik/grossbritannien-gewalt-gegen-auslaender-geht-nicht-mehr-weg-1.3185999, Stand 28. Dezember 2016

50 Vgl. Jörg Winterbauer: Flüchtlingsfrage eskaliert in Form von körperlicher Gewalt, in: *Welt24 Online,* 4.12.2015, auf: https://www.welt.de/politik/ausland/article149607210/Fluechtlingsfrage-eskaliert-in-Form-von-koerperlicher-Gewalt.html, Stand 28. Dezember 2016

51 Vgl. Giovanni di Lorenzo: Als München Nein sagte, in: *Welt24 Online,* 2.12.2012, auf: https://www.welt.de/print/wams/muenchen/article111757587/Als-Muenchen-Nein-sagte.html, Stand 28. Dezember 2016

52 Vgl. Emily Schultheis: Donald Trump: U.S. must start thinking about racial profiling, in: *CBS News Online,* 19.6.2016, auf: http://www.cbsnews.com/news/donald-trump-after-orlando-racial-profiling-not-the-worst-thing-to-do, Stand 28. Dezember 2016

53 Björn Höcke am 11. Oktober 2016 bei einer Rede in Osburg bei Trier. Vgl. http://www.fliesstexte.de/2016/10/11/thueringer-afd-chef-will-menschen-entsorgen-empoert-das-irgendwen, Stand Oktober 2016

54 Joseph Goebbels: Der Nationalcharakter als Grundlage der Nationalkultur, Rundfunkbeitrag, 18.7.1932, auf: https://archive.org/details/19320718JosephGoebbelsRundfunkVortragDerNational charakterAlsGrundlageDerNationalkultur11m43s_201611, Stand 28. Dezember 2016

55 Vgl. Linken-Politiker erstattet Strafanzeige gegen Höcke, in *Spiegel-Online,* 18.1.2017, auf: http://www.spiegel.de/politik/deutschland/bjoern-hoecke-zentralrat-der-juden-ist-empoert-ueber-rede-des-afd-politikers-a-1130520.htmlwww.spiegel.de/politik/deutschland/bjoern-hoecke-zentralrat-der-juden-ist-empoert-ueber-rede-des-afd-politikers-a-1130520.html, Stand 18. Januar 2017

56 Vgl. AFP/dsa | EurActiv.de: Le Pen attackiert Flüchtlingspolitik von »Kaiserin« Merkel, in: *EurActiv Online,* 17.9.2015, auf: https://www.euractiv.de/section/eu-innenpolitik/news/le-pen-attackiert-fluchtlingspolitik-von-kaiserin-merkel, Stand 28. Dezember 2016

57 Vgl. The Millennial Dialogue REPORT, 2015, auf: https:/www.millennialdialogue.com/media/1072/germany-italy-poland-report.pdf, Stand 28. Dezember 2016

58 Edzard Reuter: Die Generation Y hat sich nie für Politik interessiert, in: *Zeit Online,* 2.3.2016, auf: http://www.zeit.de/wirtschaft/2016-03/edzard-reuter-generation-y-ex-daimler-chef-kritik, Stand 28. Dezember 2016

59 Vgl. AG Hochschulforschung, Universität Konstanz: Entwicklung des politischen Habitus der Studierenden, in: *Studierendensurvey,* News 40.3/06.12, auf: https://cms.uni-konstanz.de/ag-hochschulforschung/news/ausgabe-36-41-2011-2012/, Stand 16. Januar 2017

60 Vgl. Shell Deutschland Holding (Hrsg): Jugend 2015 (Konzeption & Koordination: K. Hurrelmann, Gudrun Quenzel, TNS Infratest Sozialforschung), Frankfurt a. M. 2015

61 Vgl. Pew Research Center: Youth Engagement Falls; Registration Also Declines, in: *Pew Research Center Online,* 28.9.2012, auf: http://www.people-press.org/2012/09/28/youth-engagement-falls-registration-also-declines/, Stand 28. Dezember 2016

62 Vgl. Paul Mason: Die Wiederkehr der Dreißiger Jahre?, Blätter für deutsche und internationale Politik; 11/2016, Seite 31–32

63 Ziert nach: Roman Leick: Eine tief greifende Angst, dass das Überleben der Gesellschaft bedroht ist, in: *Spiegel Online,* 7.9.2016, auf: http://www.spiegel.de/spiegel/zygmunt-bauman-spiegel-gespraech-zu-fluechtlingen-globalisierung-terror-a-1111032.html, Stand 28. Dezember 2016

64 Gerry Stoker: Why Politics Matters. Making Democracy Work, Palgrave Macmillan 2006, S. 88

65 Vgl. Ralf Melzer: Wie Rechtspopulismus funktioniert, in: *Spiegel Online,* 2.10.2016, Auf: http://www.spiegel.de/politik/deutschland/rechtspopulismus-die-kraft-des-einfachen-gastbeitrag-ralf-melzer-a-1114191.html, Stand 28. Dezember 2016

66 Albrecht von Lucke: Trump und die Folgen: Demokratie am Scheideweg, *Blätter für deutsche und internationale Politik;* 12/2016, S. 5–9

67 Harald Schumann: Die Herrschaft der Superreichen. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik.* 12/2016, S. 67–78

68 Vgl. Elisabeth Raether: Was macht die Autoritären so stark? Unsere Arroganz, in: *Zeit Online,* 18.8.2016, auf: http://www.zeit.de/2016/33/demokratie-klassenduenkel-rassismus-populismus, Stand 28. Dezember 2016

69 Ipsos MORI: Research Highlights – December 2016, auf: https://www.ipsos-mori.com/researchpublications/publications/1900/Ipsos-MORI-Research-Highlights-December-2016.aspx, Stand 28. Dezember 2016

70 Vgl. Frank Decker/Florian Hartlieb: Das Scheitern der Schill-Partei als regionaler Machtfaktor: Typisch für Rechtspopulismus in Deutschland? In: Susanne Frölich-Steffen/Lars Rensmann (Hrsg.): Populisten an der Macht. Populistische Regierungsparteien in West- und Osteuropa, Wien 2005, S. 117

71 Vgl. hier und für das Folgende: Heike Vowinkel: Die Angst am Ende eines Jahrhundertlebens, 2016, in: *Welt24 Online,* 4. Oktober 2016, auf: http://hd.welt.de/politik-edition/article158494449/Die-Angst-einer-104-Jaehrigen-vor-der-Hetze.html, Stand 28. Dezember 2016

72 Zitiert nach: Bastian Berbner und Amrai Coen: Trump muss sich erst mal informieren, in: *Zeit Online,* 23.11.2016, auf: http://www.zeit.de/politik/ausland/2016-11/henry-kissinger-interview-donald-trump-demokratie-usa-angst/seite-3, Stand 28. Dezember 2016

Ein eindrucksvolles Beispiel der Aufarbeitung deutscher Schuld



Hardcover mit Schutzumschlag,
ISBN 978-3-95890-099-8

Bernd Wollschlaeger ist der Sohn eines hochdekorierten Wehrmachtsoffiziers, überzeugten Nationalsozialisten und Holocaustleugners. Als Kind wohnt er mit seinen Eltern im selben Haus wie die Witwe des Hitler-Attentäters Stauffenberg, den sein Vater nur als »Verräter« bezeichnet. Sie erzählt ihm völlig andere Dinge über die Herrschaft der Nationalsozialisten, und er beginnt, an den Darstellungen seines Vaters zu zweifeln. Als sich Bernd Wollschlaeger nach einem Besuch in Yad Vashem entschließt, zum Judentum zu konvertieren und nach Israel auszuwandern kommt es zum vollständigen Bruch mit seinem Vater. Eine außergewöhnliche Lebensgeschichte über die Aufarbeitung der eigenen Familienschatten.

www.europa-verlag.de **EUROPA**VERLAG

»Ich bin nicht mitgelaufen. Ich bin begeistert mitgestürmt!«



Hardcover mit Schutzumschlag,
ISBN 978-3-95890-010-3

Eva Sternheim-Peters ist 90 Jahre alt. Ihr Lebensbericht ist eine Herausforderung. Was ihn so einmalig macht, ist seine verblüffende Ehrlichkeit. Sternheim-Peters schildert ihren glühenden Eifer als 15-jährige Jungmädelführerin. Ihren Trotz, mit dem sie noch 1945 den einrückenden GIs den Hitlergruß entgegenstreckt. *Habe ich denn allein gejubelt?* will weder rechtfertigen noch entschuldigen. Eva Sternheim-Peters geht es um die Auseinandersetzung mit der eigenen jugendlichen Begeisterung für ein mörderisches System. Der faszinierende Erklärungsversuch einer Zeitzeugin, warum es so weit kommen konnte.

www.europa-verlag.de **EUROPA**VERLAG

»WIR SIND DA SO REINGERUTSCHT«, sagt die 106-jährige Sekretärin von Joseph Goebbels.

WIEDERHOLT SICH DIE GESCHICHTE?

In *Ein deutsches Leben* erzählt Brunhilde Pomsel, die frühere Sekretärin von Reichspropagandaminister Joseph Goebbels, über ihr Desinteresse angesichts des Aufstiegs der Nationalsozialisten, ihr Streben nach dem eigenen Fortkommen in Zeiten des gesellschaftlichen und moralischen Verfalls – und nicht zuletzt ihre Arbeit in einer der Schaltstellen der Nazi-Herrschaft.

Der Politikwissenschaftler Thore D. Hansen nimmt die politische Einordnung ihrer Erinnerungen vor und stellt frappierende Parallelen zwischen damals und heute fest. Und so ist *Ein deutsches Leben* ein Weckruf an die heutige Generation. Denn am Beispiel von Brunhilde Pomsel wird sichtbar, wohin Gleichgültigkeit, Ignoranz und politisches Desinteresse führen können.



© Blackbox Film & Medienproduktion GmbH / Brunhilde Pomsel Privataufnahme


978-3-95890-098-1
9 783958 900981
18,90 € [D]
19,50 € [A]
www.europa-verlag.com